

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 85 (1940)
Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

ORGAN DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS

85. Jahrgang No. 35
30. August 1940

Beilagen • 6 mal jährlich: Das Jugendbuch · Erfahrungen im naturwissenschaftlichen Unterricht · Pestalozzianum · Zeichnen und Gestalten • 4 mal jährlich: Heilpädagogik · Sonderfragen • 2 mal monatlich: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich

Schriftleitung: Beckenhofstrasse 31, Zürich 6 · Postfach Unterstrass, Zürich 15 · Telephon 8 08 95

Administration: Zürich 4, Stauffacherquai 36 · Postfach Hauptpost · Telephon 517 40 · Postcheckkonto VIII 889

Erscheint jeden Freitag

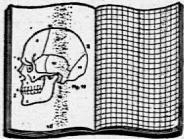


Naturkundl. Skizzenheft „UNSER KÖRPER“

mit erläuterndem Textheft

40 Seiten mit Umschlag, 73 Kon-
turzeichnungen zum Ausfüllen mit
Farbstiften, 22 linierte Seiten für
Anmerkungen.

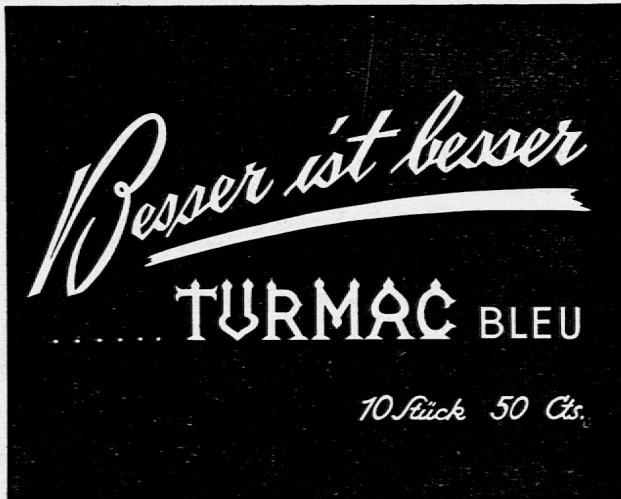
Das Heft ermöglicht rationelles
Schaffen u. große Zeitersparnis
im Unterricht über den mensch-
lichen Körper. — Bearbeitet für
Sekundar- u. Realschulen, obere



bearbeitet v. Hs. Heer, Reallehrer
Primarklassen, sowie untere Klas-
sen der Mittelschulen.

Bezugspreise: per Stück
1—5 Expl. Fr. 1.20
6—10 " " 1.—
11—20 " " .90
21—30 " " .85
31 u.mehr " " .80
An Schulen Probeheft gratis

Zu beziehen beim AUGUSTIN-VERLAG, Thayngen-Schaffhausen.



Erdbeerpflanzen

milbenfrei

gemacht durch Spezialgasverfahren. Bewährte
Masseearten und viele Neuheiten in starker Ware.
Verlängern Sie beschreibende Gratis-Sonderliste
mit Kulturanweisung, auch Hauptpreisliste.



Alder & Eisenhut Küsnacht-Zürich
Telephon 910.905
Schweiz. Turn- und Sportgerätefabrik

Turn-, Sport-, Spielgeräte

nach den Normalien der eidg. Turnschule von 1931

Neue Lose



LANDES-LOTTERIE

Trachtenbildlein auf dem Los der 9. Tranche aus! Mit jeder monatl. Ziehung wird das
Trachtenbild geändert. Welch originelle Sammlung unserer schönsten Heimatatrachten
wird sich daraus ergeben. Und wer weiss - neue Lose, mehr Glück in der Lotterie!

Nächste Ziehung 14. September in Bellinzona

Wie reizend nimmt sich das Tessiner

MITTEILUNGEN DES SLV SIEHE LETZTE TEXTSEITE DES HAUPTBLATTES

Versammlungen

Einsendungen müssen bis spätestens Dienstagvormittag auf dem Sekretariat der «Schweizerischen Lehrerzeitung» eintreffen. Die Schriftleitung.

- Lehrerverein Zürich.** Lehrergesangverein. Samstag, 31. August, punkt 17 Uhr: Sängerversammlung in der Hohen Promenade. Geschäft: Beschlussfassung betreffend Jubiläumskonzert.
- **Lehrerturnverein.** Lehrer: Montag, 2. Sept., 17.30 Uhr, Turnhalle Sihlhölzli: Werfen, Laufen, Spiel. Bitte pünktlich.
- **Lehrerinnen:** Dienstag, 3. Sept., 17.30 Uhr, im Sihlhölzli: Schulturnen: Lektion Unterstufe. Nachher Zusammenkunft in der Waag. Verlesen des Berichtes von der Skiturnfahrt.
- **Lehrerturnverein Oerlikon und Umgebung.** Montag, 2. Sept., 17.15 Uhr, Turnhalle Liguster: Spielabend. Je nach Witterung: Handball, Faustball, Korbball. Die bestellten Lektionen können bezogen werden. Bitte pünktlich und vollzählig.
- **Pädagogische Vereinigung.** Freitag, 6. Sept., 17.30 Uhr, im Pestalozzianum: Vierter Pestalozziabend.
- **Arbeitsgemeinschaft der Elementarlehrer.** Donnerstag, 5. Sept., 17.15 Uhr, im Beckenhof: Pestalozzis Stellung zum Anschauungsunterricht.
- **Arbeitsgemeinschaft «Das Kind im vorschulpflichtigen Alter».** Montag, 9. Sept., 17.15 Uhr, im Singsaal Hohe Promenade: Fortsetzung des Kurses von Herrn Alfred Stern: «Kinderlieder, Sing- und Bewegungsspiele des Kleinkindes». Neue Mitglieder sind herzlich willkommen.
- Schulkapitel Zürich.** Versammlung Samstag, 7. Sept., 8.30 Uhr, in der neuen Kirche «Auf der Egg» in Wollishofen. Hauptgeschäft: 1. Begutachtung des Geschichtslehrmittels der Sekundarschule: Orientierendes Kurzreferat von Herrn Sekundarlehrer Fritz Kübler. 2. Herr Professor Dr. Georg Thürer aus St. Gallen spricht über: «Die Schweizergrenze geht durch unsere Schulstube.»

Schulsynode des Kantons Zürich. Einladung zur 105. ordentlichen Versammlung Montag, 16. Sept., 9.15 Uhr, in der Kirche

Thalwil. Geschäfte: 1. Eröffnungswort des Synodalpräsidenten. 2. *Der Geist der schweizerischen Eidgenossenschaft*, Rede von Herrn Prof. Dr. Gustav Egli, Winterthur. Im Laufe des Nachmittags finden geographische, geologische, historische, forstwirtschaftliche Exkursionen statt.

— **Lehrerturnverein Limmattal.** Montag, den 2. September, 18 Uhr im Kappeli, Altstetten: Spiellektion III. Stufe. Leiter: A. Graf, Küsnacht (Zürich).

Affoltern. *Lehrerturnverein des Bezirks.* Dienstag, 3. Sept., 18 bis 20 Uhr, Uebung in der Turnhalle Hedingen: Lektion Knaben III. Stufe, Spiel. Herzliche Einladung an alle Kolleginnen und Kollegen, auch Vikare!

Baselland. *Lehrerturnverein.* Samstag, 7. Sept., 14.30 Uhr, Ort noch unbestimmt (siehe Lehrerzeitung vom 6. Sept.): Lektion III. Stufe, Schlagball. — Montag, 2. Sept., 17 Uhr, Binningen: Mädchenturnen, Faustball. Wiederum so zahlreich. Neue Mitglieder willkommen.

Hinwil. *Lehrerturnverein des Bezirks.* Infolge militärischer Besetzung unserer beiden Turnhallen kann der Turnbetrieb nicht durchgeführt werden.

Meilen. *Lehrerturnverein des Bezirks.* Freitag, 30. Aug., 18 Uhr, in der Turnhalle an der Zürichstrasse in Küsnacht: Spiellektion. III. Stufe.

— **Lehrerverein.** Samstag, 7. Sept.: Burgenfahrt. Abfahrt per Auto 12.30 bei der Arch. Besichtigung der Schlösser Wildegg und Hallwil. Kosten Fr. 7.—. Führung durch Herrn Dr. R. Bosch, Seengen. Anmeldungen bis Freitag, 6. Sept., Tel. 2 45 16 (Dr. F. Peter).

Uster. *Lehrerturnverein.* Montag, 2. Sept., 17.40 Uhr, im Buchholz, bei schlechter Witterung Turnhalle Hasenbühl: Lektion: Mädchenturnen II. Stufe. Faustball.

Winterthur. *Lehrerturnverein.* Lehrer: Montag, 2. Sept., 18.15 Uhr, Kantonsschulturnhalle: Männerturnen und Spiel.

— **Lehrerinnen:** Freitag, 6. Sept., 17.15 Uhr, in der Kantonsschulturnhalle: Lektion 1. Stufe, Spiel.

— **Schulkapitel.** Samstag, 7. Sept., 8.30 Uhr, im Kirchgemeindehaus Winterthur. Vortrag von Prof. Dr. W. Ganz über «Beiträge Winterthurs zur Entwicklung des Standes Zürich». Beigutachtung des Geschichtslehrmittels der Sekundarschule.

Bestempfohlene Schulen und Institute für junge Leute

Deutsche Schweiz

Evangelisches Töchterinstitut Horgen (am Zürichsee)
Kochen - Haushaltung - Sprachen
Kursbeginn 1. November und 1. Mai.
Illustr. und detaill. Prospekte bitten zu verlangen die Vorsteherin Fr. M. Schnyder, Tel. 92 46 12 und der Dir. Präz. J. Schwarzenbach, Seehaus, Horgen, Tel. 92 46 80.

KNABENINSTITUT OBERÄGERI

820 m Staatliche Aufsicht Gegr. 1920
30 Schüler in 2 Häusern (Kleinklassen). Moderner Neubau.
Turnhalle, Freiluftschule. Leitung: Dr. W. Pfister & Sohn.

Neuzeitliche, praktische **AUSBILDUNG**
für das Handels- und Verwaltungsfach, den allgemeinen Bureauadienst [Korrespondenz-, Rechnungs- und Buchhaltungswesen], Geschäftsführung und Verkauf einschliesslich Dekoration. Alle Fremdsprachen. Diplom. Stellenvermittlung. Mehr als 30 Jahr. Bestand der Lehranstalt. Prosp. u. Ausk. durch die Beratungsstelle der **Handelsschule Gademann, Zürich**, Gessnerallee 32

Ecole et Instituts bien recommandés et de toute confiance

Fürich Institut Minerva

Vorbereitung auf
Universität
Polytechnikum

Handelsabteilung
Arztgehilfinkurs

Französische Schweiz

Vacances et français à Genève!

Ecole Dumuid. Institut familial de 1^{er} ordre; 8 élèves, grand parc, lac. — Leçons tous les matins. Par mois 220 frs., tout compris. — 19, rue Lamartine. Demandez prospectus.

Pension «Miramont», Neuchâtel

Fbg du Crêt 23, Telefon 5 30 96
bietet einigen Töchtern, die die Lehranstalten zu besuchen wünschen, ein schönes, angenehmes Heim. In der Nähe der Schulen gelegen. Familienleben. Beaufsichtigung. Ferienkurse. Referenzen von Eltern. Mr et Mme Gs Leuba

SCHWEIZERISCHE LEHRERZEITUNG

30. AUGUST 1940

85. JAHRGANG Nr. 35

Inhalt: Der Eid — Von den Rekrutenprüfungen — Pilze — Wandernde Vögel — Ein schweizerisches Freiluftmuseum? Das Schweizer-„Dörfli“; Zum Modell im Bahnhof Zürich — Kantonale Schulnachrichten: Bern, Graubünden, Luzern, Zürich — Schweizerische Pädagogische Schriften — SLV — Der Pädagogische Beobachter Nr. 12

Der Eid

*Sie stehn in Reih und Glied gegossen,
Beseelt von einem Willen nur;
Zum Allerletzten fest entschlossen,
Erheben sie die Hand zum Schwur.*

*Und über tausend Helme wallet
Des Landes Ehrenzeichen hin,
Indes die Hymne machtvolll schallet,
Erheben sie zu Gott den Sinn.*

*O segne, Herr, ihr heilig Schwören,
Halt über ihnen Deine Hand,
Lass Deinem Machtenschutz angehören
Das liebe, teure Schweizerland.*

Fritz Spaeti.

Von den Rekrutenprüfungen

Schon häufig wurde ich von Kollegen gefragt, welchen Eindruck ich als Lehrer von den Rekrutenprüfungen erhalten hätte. Ich muss gestehen, dass der erste Eindruck — gelinde gesagt — ein bedrückender war. Was als Endergebnis einer acht- bis neunjährigen Schulzeit übrigblieb, schien so bescheiden, dass es kaum der aufgewandten Mühe und der grossen finanziellen Leistungen wert schien. So ging es den meisten Experten, namentlich denen, die von der Sekundarschule herkamen und glaubten, die Leistungen würden etwa denjenigen einer 2. oder 3. Sekundarklasse entsprechen.

In den vier Jahren, da ich Gelegenheit hatte, auf verschiedenen Waffenplätzen zu prüfen, habe ich jedoch gesehen, dass es nicht so schlimm steht wie ich zuerst annahm. Allerdings musste ich mich damit abfinden, dass in den vier bis fünf Jahren, die zwischen dem Schulaustritt und den Prüfungen liegen, vieles, ja sehr vieles an schulmässigem Wissen verlorengeht, doch ist — was mir sehr wesentlich scheint — auch viel dazugekommen, sei es durch Lebenserfahrung, durch Lektüre oder durch Unterricht. Nach meinen Beobachtungen scheint namentlich auch die Tagespresse an der geistigen Bildung der heranwachsenden Generation einen hervorragenden Anteil zu haben.

I. Mündliche Prüfung.

An der Prüfung selbst hat der Experte von irgend einer, dem geistigen Gesichtskreis der Prüflinge nahelegenden Frage aus dem Alltag, aus ihrem Berufe, aus Zeitereignissen, namentlich auch aus dem aktuellen Gemeinschaftsleben in Gemeinde, Kanton und Bund auszugehen und in beliebiger Reihenfolge *geographische, wirtschaftliche, geschichtliche und verfassungskundliche* Dinge in den Kreis der Besprechungen einzubeziehen, alles möglichst im Zusammenhang mit der Hauptfrage, so dass der Prüfungsgang ein abgerundetes Ganzes bildet (Art. 9 des Regulativs). Für die vier Teilgebiete der Vaterlandskunde wird jeweils

nur eine Gesamtnote erteilt; die nachstehenden Ausführungen stützen sich denn auch lediglich auf persönliche Beobachtungen und können nicht statistisch belegt werden.

Geschichte.

Aus der Geschichte sind im allgemeinen — Mittelschüler machen eine läbliche Ausnahme — nur noch rudimentare Kenntnisse vorhanden. In dieser Feststellung ist selbstverständlich kein Vorwurf an die Adresse der Volksschule enthalten; wir Experten erlebten hier lediglich eine Enttäuschung, wie sie etwa unserm ehemaligen Chemielehrer am Seminar beschieden gewesen wäre, wenn er mit uns ein Kolloquium z. B. über die Kohlenwasserstoffe hätte halten wollen. Historische Einzelheiten, Namen und Daten sind vergessen gegangen, auch von den vielgepriesenen «grossen Linien» ist nur herzlich wenig mehr vorhanden. Dieses Versagen in der Geschichte ist um so auffallender, als wir Lehrer doch immer wieder die erfreuliche Feststellung machen können, dass sich unsere Schüler, vor allem die Knaben, für den Geschichtsunterricht lebhaft interessieren. Ich habe mich schon gefragt, ob die Ursache darin liegt, dass die Lehrmittel beim Schulaustritt abgegeben werden müssen, so dass für viele Schulentlassene keine Möglichkeit mehr besteht, die verblassenden Kenntnisse etwas aufzufrischen. Vielleicht trägt auch der Umstand daran Schuld, dass die meisten Familien keine volkstümlich geschriebene Schweizergeschichte mehr besitzen, und endlich wissen gerade wir Lehrer, dass die Zeit, die auf der Sekundarschulstufe für die Schweizergeschichte zur Verfügung steht, allzu knapp bemessen ist.

Was in mittlern und schlechtern Prüfungsgruppen an geschichtlichen Kenntnissen etwa noch vorhanden ist, beschränkt sich auf die Jahreszahl 1291, auf eine ziemlich verschwommene Erinnerung an Schlachten wie Morgarten, Sempach, Murten; dann folgt in der Regel eine grosse Lücke, die — wenn es gut geht — mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft abschliesst. Meistens sind dann aus der neuesten Zeit die Namen der Generäle Dufour, Herzog und Wille bekannt, vielleicht auch die Neutralitätserklärung von 1815, dann etwa der Grenzübertritt der Bourbaki-Armee und, wenn man nachhilft, auch der Sonderbundskrieg. Meistens wissen die Leute nicht, in welchem Jahr ihr Kanton der Eidgenossenschaft beitrat. Frägt man nach historisch bekannten Persönlichkeiten, so nennen die Zürcher ohne Ausnahme zuerst Hans Waldmann, dann etwa Zwingli und Pestalozzi. Weist man sie auf das Denkmal vor dem Hauptbahnhof, kommt richtig der Name Escher, wobei aber regelmässig eine Verwechslung zwischen Alfred Escher und Escher von der Linth festzustellen ist.

Zusammenfassend kann wiederholt werden, dass durchschnittlich die Ergebnisse in Geschichte sehr bescheiden sind; man weiss oft nicht, wie einfach man fragen soll, damit doch noch etwas herausschaut.

Der staatsbürgerliche Unterricht hätte hier ein stattliches und dankbares Arbeitsfeld.

Geographie.

Besser steht es mit den Kenntnissen aus der Geographie, in erster Linie wohl deshalb, weil es sich an der Prüfung schier ausschliesslich darum handelt, Städte, Länder, Grenzen, Flussläufe, Kontinente usw. zu zeigen. Schwierigere Fragen über Bau und Boden, Klima, Pflanzen- oder Tierwelt, Rassen, Kultur, Besiedlung und Bevölkerung werden in der Regel nicht gestellt. In jedem Prüfungsraum sind die übliche Schulwandkarte der Schweiz, eine politische Karte von Europa und ein Globus vorhanden. Meistens kennen die Rekruten die wichtigsten Schweizerstädte, die grossen europäischen Staaten und ihre Hauptstädte, die bedeutenden Häfen an der atlantischen und Mittelmeerküste, dann Suez und Gibraltar, oder etwa Ströme, wie Rhein, Donau, Rhone. Schwieriger geht es, wenn man auf dem Globus Amerika oder gar etwa Kanada zeigen lässt oder wenn auf der Schweizerkarte Pässe (Oberalp, Kistenpass) gesucht werden sollten. Dann gibt es auch eigentliche Versager. So war einmal eine ganze sechs Mann starke Gruppe nicht imstande, die Hauptstadt ihres Kantons zu zeigen; es kommt auch vor, dass weder Deutschland, noch Frankreich, noch Italien, geschweige denn England gefunden werden. Die Hauptorte von Uri, Graubünden oder Aargau zu benennen, macht vielfach Mühe. Ein Student mit voller Maturität konnte z. B. den Hauptort des Kantons Thurgau weder nennen noch zeigen und fand auch die Thur auf der Schweizerkarte nicht.

Selbstverständlich wird nicht etwa so geprüft — wie aus der vorhergehenden Aufzählung vielleicht geschlossen werden könnte —, dass in wirrem Durcheinander geographische Namen abgefragt werden. Auch die Prüfung in Geographie ordnet sich in den durch das Regulativ geforderten Zusammenhang ein. Nur wenn offensichtliche Schnitzer oder Lücken festgestellt werden, stellt man noch einige weitere Fragen, um dem Rekruten Gelegenheit zu geben, die Scharte wieder auszuwetzen. Die Leute sollen nicht den Eindruck bekommen, «eine Abfuhr erlitten zu haben»; die Prüfung ist nicht eine Aufnahmeprüfung, in der das Vorhandensein einer bestimmten Summe von Kenntnissen festgestellt werden muss. Die pädagogischen Rekrutprüfungen sollen lediglich zeigen, wie weit unsere stimmberechtigt werdenden jungen Bürger fähig sind, einfache Zusammenhänge und Wechselwirkungen zu erkennen. Die Prüfung in Geographie besteht deshalb nicht im Abfragen von gedächtnismässig gelernten Kenntnissen; sie soll vielmehr feststellen, ob die Leute, wenn sie von wirtschaftlichen und politischen Fragen sprechen, auch die richtige räumliche Vorstellung damit verbinden. Wie sehr übrigens die Kenntnisse in Geographie an bestimmte Kartenbilder gebunden sind, zeigt sich sehr deutlich, wenn einmal statt der üblichen Schweizerkarte eine politische oder gar eine stumme Karte benutzt wird. Vor einer physikalischen Karte Europas erklärte mir ein Rekrut des bestimtesten, hier finde sich die Schweiz nicht, was ihm sicherlich nicht passt wäre, wenn er vor einer politischen Karte gestanden hätte.

Verfassungskunde.

Einen interessanten Teil bildet jeweils die Prüfung in Verfassungskunde. Da zeigt sich sehr deutlich der

fördernde Einfluss der Fortbildungsschulen. Rekruten, die lediglich die Volksschule besuchten, weisen meistens in der Verfassungskunde ganz bescheidene Kenntnisse auf. Das wenige, was ihnen in der Primar- oder Sekundarschule vermittelt werden konnte, ging vergessen. Da kommt es etwa vor, dass einem Gemeindepräsidenten geradezu diktatorische Vollmachten zugewiesen werden, dass über die Funktionen der Gemeindebehörden ganz verkehrte Vorstellungen bestehen, dass weder kantonale noch eidgenössische Behörden bekannt sind, nicht einmal der Name eines Bundesrates.

Wer jedoch Gelegenheit hatte, eine Fortbildungsschule zu besuchen, sei es eine gewerbliche, kaufmännische oder landwirtschaftliche Schule, besitzt ganz ordentliche und im allgemeinen gut verankerte Kenntnisse. Gut — nicht aber hervorragend gut — schneiden durchschnittlich die Mittelschüler ab. Aus den Antworten können vielfach geradezu Rückschlüsse auf die Art des Unterrichts gezogen werden: ob lediglich ein sogenannter systematischer Unterricht erteilt wurde oder ob in der Staatskunde auch Gegenwartsfragen zur Behandlung kamen. Rekruten, die einem solchen lebendigen Unterricht folgen konnten, sind viel besser in der Lage, eine politische oder wirtschaftliche Frage nach ihren verschiedenen Aspekten zu beurteilen. Sie wissen, wie die eidgenössischen und kantonalen Behörden gewählt werden, sie nennen die Departemente des Bundesrates und ihre wichtigsten Aufgaben, sie kennen den Weg, den ein Gesetz geht, können allerlei aus unserer Verfassung erzählen usw. Ueber schwedende Fragen, wie die Wahl des Bundesrates durch das Volk oder die Erhöhung seiner Mitgliederzahl, sind sie orientiert und können sachlich darüber diskutieren.

Seltener sind dann allerdings die Gruppen, welche auch in den schwierigeren, vielleicht besser gesagt trockeneren Gebieten der Verfassungskunde Bescheid wissen. Begriffe wie Referendum und Initiative, obligatorisches und fakultatives Referendum, Gesetzes- und Verfassungsinitiative, Volks- und Ständemehr sind häufig nicht klar erfasst. Selbstverständlich wird nie nach Definitionen gefragt, wenn jedoch der Prüfling solche Ausdrücke braucht, vergewissert sich der Experte, ob er mit dem Wort die richtige Vorstellung verbindet.

Gerade die Prüfung in Verfassungskunde zeigt, wie gut es wäre, wenn diejenigen jungen Leute, die nicht zum Besuch einer Fortbildungsschule verpflichtet sind, wenigstens zu einem staatsbürgerlichen Unterricht zusammengefasst werden könnten. Für verfassungskundliche Belehrungen sind die Volksschüler noch zu jung, hingegen wächst das Interesse im 18. und 19. Altersjahr. Jeder Schweizer sollte das Recht haben, bevor er volljährig wird, über die Staatsgrundlagen und die Tätigkeit der Eidgenossenschaft und der Kantone ausreichend orientiert zu werden.

Wirtschaftskunde.

Die Wirtschaftskunde ist das Gebiet, auf dem die erfreulichsten Ergebnisse erzielt werden. Bauern, Kaufleute, gelernte und ungelernte Arbeiter weisen in diesem Teilgebiet der Vaterlandeskunde ihre besten Leistungen auf; doch sind Rekruten, die von den Mittelschulen herkommen — Handelsschüler ausgenommen — in diesen Fragen etwas weniger beschlagen. Das Gesamturteil aller Experten geht dahin, dass heut-

zutage die jungen Leute in wirtschaftlichen Fragen besser bewandert sind als wir es seinerzeit waren. Sicherlich kommt auch hier den Fortbildungsschulen wiederum ein grosses Verdienst zu — es sei u. a. auf die ausgezeichneten Lehrmittel hingewiesen, die der Kaufmännische Verein Zürich herausgibt —, dann aber muss berücksichtigt werden, dass wirtschaftliche Fragen eine viel grössere Rolle spielen und dass auch die politische Presse ihnen mehr Beachtung schenkt als vor dem Weltkrieg.

Wenn die Leistungen auf wirtschaftskundlichem Gebiet gut sind, so kommt allerdings auch der Art der Prüfung ein bedeutender Anteil zu. Auf keinem Gebiet passt sich der Experte seiner nach Berufen und Fähigkeiten zusammengesetzten Gruppe in ähnlich starkem Masse an. Es geht auch am leichtesten, da die Behandlung von wirtschaftlichen Fragen in den meisten Fällen den Ausgangspunkt der Prüfung bildet, so dass mit der Wahl des Themas auf Schulbildung und Interessen der Rekruten Rücksicht genommen werden kann. So wurden z. B. behandelt

mit Bauern:

Der Koloradokäfer rückt vor,
Auch in der Ostschweiz werden Zuckerrüben angebaut;

mit Arbeitern:

Wenn die Rohstoffe knapp werden,
Arbeit, koste es, was es wolle;

mit Handwerkern:

Fertigfabrikate können nicht exportiert werden,
Die Kohleneinfuhr hat aufgehört;

mit Kaufleuten:

In Gibraltar werden Schiffe mit Getreideladungen für die Schweiz zurückbehalten,

Wirtschaftsverhandlungen Schweiz-Deutschland;

mit Studenten:

Bundesrat Stampfli tritt sein Amt an,
Die Schweiz als Hüterin des Gotthards.

Es ist bisweilen erstaunlich, wie verständnisvoll sich die jungen Leute zu den gestellten Themen äussern, wie sie ganz geschickt die Wechselwirkungen erkennen und daraus Folgerungen ziehen. Es gibt viele Gruppen, die auch schwierigere Probleme, wie die Bedeutung der Fremdenindustrie, Verlust von Absatzgebieten, Verkehrsfragen, Einführung neuer Industrien usw., in durchaus befriedigender Weise behandeln. Es kam schon vor, dass im Prüfungsgespräch Gegenüberstellungen wie Handelsbilanz und Zahlungsbilanz, Fiskalzölle und Schutzzölle, oder Begriffe wie Autarkie, Clearing usw., gebraucht und in vortrefflicher Weise erläutert wurden. Das waren dann allerdings Spitzenleistungen, die geeignet waren, bei Experten, Offizieren und besuchenden Erziehungsdirektoren berechtigtes Erstaunen auszulösen.

Die durchschnittlich guten Leistungen in Wirtschaftskunde, worin der Examinand am ehesten zeigen kann, in welchem Masse er fähig ist, Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zu erkennen, beeinflussen die Zensuren sehr stark, denn das Regulativ verlangt: «Dieses Mass und das aus diesem Denken herkommende Wissen fallen bei der Notengebung vorherrschend in Betracht. Der Mangel an gedächtnismässig gelernten Kenntnissen spricht nur mit, wenn er besonders auffällig ist, nicht aber, wenn dem Prüfling einzelne Dinge, die an und für sich als wichtig gelten, nicht gegenwärtig sind». So kommt es, dass

Rekrutenschulen der Spezialwaffen in der mündlichen Prüfung mit Durchschnitten von 1,5, Infanterie-Rekrutenschulen mit Durchschnitten von 1,8 abschliessen. Diese Bewertungen geben nach meinem Empfinden ein falsches, d. h. ein zu gutes Bild und röhren u. a. auch daher, dass keine Möglichkeit besteht, in der Notengebung sehr gute Leistungen von guten zu unterscheiden. Es stehen drei Noten zur Verfügung: 1 = gut, 2 = genügend, 3 = ungenügend. So kommt es, dass bis 70 und mehr Prozent der Rekruten die Note 1 erhalten, darunter zum grossen Teil solche, die wohl in Wirtschaftskunde gut abgeschnitten hatten, in andern Teilgebieten der Vaterlandskunde jedoch allerlei Lücken aufwiesen.

II. Schriftliche Prüfung.

Im schriftlichen Teil der Prüfung schneiden die Rekruten meistens schlechter ab als im mündlichen. Es gibt solche, die in Vaterlandskunde die Note 1 erhalten, für Brief und Aufsatz jedoch 2—3, ja 3. Es ist ganz erstaunlich, Welch grosse Mühe die Leute bisweilen haben, einen Gedanken zu Papier zu bringen. Der Federhalter ist offensichtlich vielen zum selten gebrauchten Werkzeug geworden. Ein trübes Kapitel bildet die Orthographie und erst recht die Interpunktions. Da trifft man die Fehler wieder, die wir längst überwunden glaubten, wie «Vortschritte», «Vohrstand»; und dann die Fremdwörter! Staduten, Elestizität, Strapazien, tisskutiren, Batt riotische Ansprache, Nationalhieme, Egsizieren, Instbecksiuhn sind nur einige wenige Beispiele aus einem überlangen Katalog. In einer Gruppe von rund 50 Mann wurde das Wort Disziplin einmal in 17 Varianten geschrieben, vom germanisch harten Tissiplin bis zum gräzisierenden Dysiblin.

Sehr häufig sind auch die sprachlichen Schnitzer und Ungereimtheiten: «regelrichtige Freude», «... ob Sie ihres Lokal zur Verfügung stellen können», «ihre bald erwartende Antwort», «für Musikalische Unterhaltung lege ich besondern wert», «ich habe die Bitte, mich als Mitglied in Euren Verein aufzunehmen», «rückblickend auf Ihre Reklame in Sachen Tabellen», «wir sind zur Entschlossenheit gekommen», «Ich möchte Sie ersuchen, ob...» (Student), «Der Beobachterdienst ist kein gemütlicher Verein» (Student).

Ungenügend ist meistens auch die Schrift, wobei als mildernder Grund angeführt werden kann, dass die Schwerarbeit in der Rekrutenschule einer ruhigen und leichten Federführung keineswegs förderlich ist. Die sogenannte deutsche Schrift ist vollständig verschwunden. Seltener wird auch die Schweizer Schulschrift verwendet; um so häufiger trifft man allerlei Phantasieschriften unbestimmter Herkunft, vom verschnörkelten Rokoko bis zum kraftgenialischen, schier unleserlichen Gebilde. Merkwürdigerweise kommt es immer wieder vor, dass Rekruten ihre Arbeit in Kursiv oder in einer Art Druckschrift niederschreiben.

Ein Experte, der die Schriften einer Kompagnie genauer untersuchte, berichtet darüber:

«Brief und Aufsatz von Mannschaften aus 11 Kantonen der deutschen Schweiz in ungefähr gleicher Zahl gemischt (Wallis und Graubünden inbegriffen) wurden nach 4 Gruppen eingeteilt:

1. Schlechte Schriften mit ausgeprägtem Schriftzerfall.
2. Nicht gute, aber lesbare und erträgliche, nicht als zerfallen anzusprechende Leistungen.
3. Gute Schriften.
4. Sehr gute Schriften.

Zu den Punkten 2 und 3 ist zu bemerken, dass nur in ganz wenigen Fällen ein deutlich erkennbarer Form- und Gestaltungswille, ein Stil bewusst zur Geltung kam. Entweder handelte es sich um typisch angelernte oder abgeschaute Nachahmungen von Beispielen (Geschäftsstil) ohne Durcharbeitung oder um mehr oder weniger gut gelungene originelle Zufallsbildung, in denen die Schnörkel als beliebtes Ornament auffielen.

Das Ergebnis war das folgende:

1.	Gruppe	42	Arbeiten	oder	48,8 %
2.	»	24	»	»	27,9 %
3.	»	18	»	»	20,9 %
4.	»	2	»	»	2,4 %

Die zwei Schriftbeispiele der Gruppe 4 waren die einzigen, die im Stil der Schweizer Schulschrift geschrieben waren. Sie wahrten durchaus eine eigene persönliche Prägung, überragten aber an klar erfasster Federführung und bewusst gestaltetem und beherrschtem Schreiben weit alle andern. (Es handelt sich in den beiden Fällen um Schüler des Lehrerseminars Hitzkirch.)

Diese Beobachtung wurde hervorgerufen durch das äusserst mühsame Lesen von geradezu miserablen Schriften, vor allem von Schülern höherer Mittelschulen. Die Feststellungen erfolgten ohne Voreingenommenheit für irgendein System, als einfache Registrierung einer Tatsache. Eine Beurteilung durch andere Experten würde in der Zuteilung des gegebenen Materials keine ins Gewicht fallende Verschiebungen vornehmen können.»

Brief.

An der schriftlichen Prüfung hat der Rekrut einen kurzen Brief in der Höflichkeitsform und einen Aufsatz zu verfassen. Für beide Arbeiten stehen an Raum anderthalb Seiten zur Verfügung. Die Prüfung selbst dauert — Zeit für Vorbereitung und Erklärungen abgerechnet — eine Stunde. Die Arbeiten können mithin in aller Ruhe abgefasst und durchgesehen werden.

Der Brief — es handelt sich um eine Bestellung, Anfrage, Auskunft, Mitteilung oder dergleichen — liegt der Mehrheit unserer Leute nicht recht. Eine absolute Ausnahme machen nicht einmal die Kaufleute, deren Schreiben bei aller äusserlichen Korrektheit vielfach steif und angelernt wirken. Natürlich klaffen die Ergebnisse weit auseinander; neben Arbeiten in tadellosem Deutsch liegen solche, deren Inhalt an ein schier unverständliches Gestammel gemahnt. Erst bei einem solchen Vergleich wird einem bewusst, dass in der gleichschaltenden Uniform Leute verschiedensten Bildungsgrades stecken, vom aufgeweckten Studenten bis zum ehemaligen Spezialklässler, der am Schlusse seines Aufsatzes ganz ehrlich bemerkt: «Ich habe kein fröhle zu schreiben».

Eine Aufgabe lautete z. B.: Fragen Sie in der Winterstube zur «Rebe» an, ob Ihnen für die Durchführung eines Gruppenabends ein geeigneter Raum zur Verfügung gestellt werden könnte.

In einigen der schlechtesten Arbeiten fanden sich nachstehende Sätze:

«Ich erwünsche sie einmal zurückzuschreiben, wenn sie einmal genug blaz haben evendwehl am zenden August, mit einigen Kameraden ein kleineres Fest Feiern. Ich were sehr vro wen wier kommen können.»

Ein Portier bestellte gleich sein Hochzeitsessen: «Das Menu wünsche ich mir folgendes: Spargelgrem Suppe, Hours D'œuvre, Milkenpastetchen mit Erbs und Rübli, Poulet garni und Pomfruit, Dessert, Kaffe mit Kuchen, Eisbombe mit Biscuit zum Preise von 6—7 Fr per Person.»

«Ich mochte fragen, ob wir 10 Mann ein einzel Zimmer bekommen. Und ich möchte lieber mit zwei Pferde. Hochaktvoll...»

Diesen schlechten Beispielen liesse sich eine ungleich grössere Zahl von guten Formulierungen gegenüberstellen; der Gesamteindruck ist jedoch nicht

zufriedenstellend und führt zwangsläufig zur Forderung, dass der einfache Geschäftsbrief in den oberen Klassen der Primar- und Sekundarschule eingehender geübt werden sollte.

Aufsatz.

Für den Aufsatz ist das Thema jeweils so zu stellen, dass der Rekrut aus seinem eigenen Lebens- und Gedankenkreis heraus schreiben kann. Wenn es gelingt, ein passendes Thema zu finden, sind die Ergebnisse in *inhaltlicher* Beziehung gar nicht übel; der zur Verfügung stehende Raum wird in der Regel restlos ausgenutzt und vielfach wird ein zweites Blatt verlangt. Man merkt, dass die Leute von der Schule her wissen, wie sie an eine solche Aufgabe heranzutreten haben und wie man sie etwa gestalten kann. Man findet in den Aufsätzen denn auch viel weniger verschrobene Sätze als in den Briefen, dafür manchmal ganz originelle Wendungen. Ueber die Einleitung zum Thema «Hauptverlesen» habe ich mir nachstehende Beispiele notiert:

Hauptverlesen ist wohl ein schönes Wort, aber man muss es verdienen.

Hauptverlesen, in diesem Wort liegt eine gewisse Spannung.

Das Hauptverlesen ist der wichtigste Faktor im Tagessprogramm.

Hauptverlesen und Inspektion sind zwei spannende Augenblicke.

Das ist immer ein sehr wohltuendes Wort.

Hauptverlesen, ein herrlicher Gedanke für einen armen, abgekrampften Rekruten.

Das ist für jeden Rekruten ein Schlagwort.

Hauptverlesen, so majestatisch dieses Wort doch klingt, so verdient es seinen Namen ganz.

Zum Thema «Unser 1. August» schrieb ein Kaminfeuer, der nicht an der Feier hatte teilnehmen können, weil er Wache stand:

«... Etwas hingegen war ebenfalls noch schön und befriedigte mich auch gut. Das ist das Bewusstsein, dass man die Pflicht anvertraut bekommen hat, für seine Kameraden und die Kaserne zu sorgen, dass niemand Schaden leide. Dieser letzte Gedanke ist mir zwar erst vorhin gekommen. Während der Wache wusste man es ja auch, aber so richtig darüber nachgedacht habe ich nie. Dieses letzte ist eigentlich auch das Besondere für mich gewesen am 1. August: Ein kleiner Dienst am Vaterland. Sie werden sich beim Durchlesen denken: Ein komischer Kerl, dieser Rekrut. Es wird wohl stimmen, ja, aber 's muss halt auch solche haben.»

Ein Kellner, der lediglich die Primarschule besucht hatte, schrieb zum gleichen Thema:

«An diesem Tag habe ich zum ersten Mal eine wirkliche Augustfeier mitgemacht. Ich habe nicht wie andere Jahre mir ein Abzeichen gekauft und nicht tiefer an den eigentlichen Wert dieses Tages gedacht. Als wir Rekruten mit unsren Vorgesetzten im Hof des Landesmuseums um die Schweizerfahne standen und Herr Oberst Frey zu uns sprach, da habe ich wie viele meiner Kameraden zum ersten Mal den tiefen Sinn und Wert dieses Tages begriffen. Ich habe zum ersten Mal nachgedacht, wie manchmal schon um die Freiheit der Schweiz gekämpft wurde. Als dann die Musik 'Rufst du, mein Vaterland' spielte, wusste ich, dass auch ich kämpfen werde, wenn es um die Freiheit meines Vaterlandes geht. Darum hatte der Tag so eine grosse Bedeutung für mich, weil ich mir bewusst wurde, was ich meiner Heimat schuldig bin.»

Dieser in seiner Knappheit vorzügliche Bericht, der im Original nur wenige orthographische Verstöße aufweist, war besser als die Aufsätze mancher sogenannter Intellektuellen. Studenten und Kaufleute werden in ihren schriftlichen Arbeiten leicht weit-schweifig, schwulstig, darum stellenweise unklar.

So schrieb ein stud. phil. II: «Die Ortswehren stellen nun allerdings einen Kompromiss vor und zwar einen Kompromiss zwischen zwei Forderungen, auf der einen Seite eine rein militärische, riesige Luft-abwehr, die im Hinblick auf andere Aufgaben nicht verwirklicht werden kann, auf der andern Seite die Forderung nach einer möglichst grossen Zahl von aktiv Mitwirkenden.» Ein stud. phil. I begann: «Die Schaffung, noch besser gesagt die Notwendigkeit der Schaffung von Ortswehren im heutigen Sinne des Wortes ist eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit.» Ein stud. ETH schrieb: «Meine jetzige Lage als vorübergehend erkrankter Rekrut der Beobachterschule mag meine Anfrage an Sie begründen, mir wenn möglich ein Buch zuzustellen.» Im Lebenslauf eines Studenten fand sich übrigens der schöne Satz: «Mit 12 Jahren starben meine Eltern».

Vom pädagogischen Standpunkt aus befriedigt die Art der schriftlichen Prüfung weniger als die mündliche, weil keine Möglichkeit zur Differenzierung besteht. Die gleichen Themata werden gemäss Reglement oft ganzen Kompagnien gestellt. Wenn der Experte einer Prüfungsgruppe (50 bis 60 Mann) für Brief und Aufsatz je zwei verschiedene Aufgaben gibt, will er damit lediglich das Abschreiben vermeiden und lässt zu diesem Zwecke durch Numerieren zwei Abteilungen bilden. So haben Handlanger, Handwerker, Bauern, Kaufleute und Studenten die nämlichen Aufgaben zu lösen. Das geht für den Brief ohne wesentliche Schwierigkeiten, doch ist es sehr schwer, ein AufsatztHEMA zu finden, das allen liegt. Es wird immer wieder vorkommen, dass eine gestellte Aufgabe für die einen leicht ist, während sich andere kaum zu helfen wissen.

Für die Bewertung stehen 5 Noten zur Verfügung: 1, 1—2, 2, 2—3 und 3. Die durchschnittlichen Ergebnisse bewegen sich zwischen 1,4 und 2, doch muss auch hier bemerkt werden, dass gute und sehr gute Leistungen mit der gleichen Note, d. h. mit 1, bewertet werden.

Von einem westschweizerischen Kollegen wurde kürzlich im «Educateur» die Frage aufgeworfen, ob sich für die Prüfung in Muttersprache nicht eine geeignetere Form finden liesse. Während ihm die Art der mündlichen Prüfung sehr zusagt, findet er die schriftliche Prüfung als zu schul- und verstandesmäßig. Er schlägt deshalb für die Prüfung in Muttersprache, die er an und für sich sehr begrüßt, das *mündliche* Verfahren vor, so dass es wiederum möglich würde, nach Begabungen und Berufen zu differenzieren. Für uns Deutschschweizer liegen die Verhältnisse vielleicht etwas anders. Da wir in den mündlichen Prüfungen die Mundart verwenden, bieten uns Brief und Aufsatz die einzige Möglichkeit, zu erfassen, wie weit unsere jungen Leute fähig sind, sich schrift-deutsch auszudrücken. Diese Kontrolle ist gerade vom Standpunkt des Lehrers aus wertvoll, denn sie gibt uns eine Wegleitung, in welcher Richtung die Bemühungen der Schule noch weiter zu steigern sind. P.

Die Jugend muss wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen.

Goethe.

Pilze

In den letzten Tagen habe ich von einem lieben Freund und Kollegen gehört, dass er mit seinem Schulrat (Schulpflege) zusammengesessen sei und sich in den Haaren gekratzt habe. «Nein, es ist mir ganz unmöglich, dass ich diese Sache auch noch übernehme. Der Krieg hat mir zu allem andern so viel aufgebürdet an Fürsorgearbeit, dass ich nicht noch eine Beratungsstelle für Pilze auf mich nehmen kann. Ich müsste mich in dieses Gebiet ganz neu einschaffen.» So soll er seiner «vorgesetzten Behörde» erklärt haben, und ich kann mir sein schelmisches Lächeln dabei gut denken. Sie gingen ja die meisten selbst zu ihm in die Schule, die da bei ihm sass, und er wusste von ihnen, dass sie schon bei dem Wort «Pilze» erschauderten und dass es für sie einen ähnlichen Klang hatte, wie «Schlangen» oder «Tollkirschen». Und nun verlangte eine Erziehungsbehörde, dass man sich schon in der Schule mit diesen bösen Dingern abgabe und dass man sie sogar sammle und esse.

Aber vielleicht hatte sie doch nicht so unrecht, die Erziehungsbehörde. Sie dachte daran, dass wir weite und grosse Wälder haben, dass diese Wälder zu Zeiten voll prächtiger Pilze stehen und dass es gar wohl wert sei, neben einer grossen Zahl wertlosen, einer kleinen Zahl giftigen und gefährlichen, die guten und köstlichen kennenzulernen. Sie dachte daran, dass das Nahrung wäre, die Tausende schätzen und die man im Kriege nicht ungenutzt vergeuden dürfe. Sie dachte auch daran, dass heute die Schulen viel hinausziehen und durch Wald und Berge streifen und dass es dabei «im gleichen ginge», wenn man ein paar Pilze mit heim nähme, dass das eine Bereicherung für den naturwissenschaftlichen Unterricht bedeuten und Leben in etliche Schulstunden bringen würde.

Auf der andern Seite steht nun der Lehrer da und spürt die Verantwortung. Eine einzige falsche Beratung, ein unkontrollierter Papier sack, und das Unglück kann da sein. Wer wollte schuld sein, wenn es nur zu einem ernstlichen Unwohlsein käme, wer wollte es gar tragen, wenn ein Todesfall in einer Familie eintreten würde? Hände weg! Das Volk hat gut getan, wenn es diesen Dingern, die da im Walde wachsen, aus dem Wege ging, wenn es sich nicht einliess mit diesen falschen, hinterhältigen Gebilden auf dem Wald-boden. Ja, wenn man die Sache wenigstens im Seminar gelernt hätte, wenn man einen tüchtigen Berater zur Hand hätte! Aber Bücher und Abbildungen können täuschen, es gibt da so knifflige Unterscheidungen, es gibt Fachausdrücke, die man nicht versteht. Hände weg von diesem Gebiet! Ich trage die Verantwortung nicht.

Wenn man selbst seit zwanzig Jahren Pilze gesucht und Dutzende von Arten gegessen hat, wenn man manche beglückende Stunde durch den Wald streifte und dabei Erholung fand, begreift man diese Ueberlegungen; aber sie tun einem leid. Wir in unserer aufgeklärten Zeit sind wirklich etwas im Rückstande bei den Pilzen. Gewiss, es gibt jährlich Vergiftungen. Immer wieder lesen wir, dass Leute, die «meinten», sie kennen die Pilze, vergiftet wurden. Jedes Jahr werden einige Familien bekannt, in denen der Genuss von Pilzen schweren Schaden anrichtete. Aber jedes Jahr lesen wir auch von solchen, die ertrinken, aber

wir schwimmen doch und lehren die Schüler schwimmen, jedes Jahr stürzen Menschen in den Bergen ab und wir gehen doch immer wieder. Vielleicht ist es bei den Pilzen ähnlich.

Vor allem sollte man den andern nie etwas empfehlen, das man nicht selbst ausprobiert hat. Ich würde einem andern nie einen Pilz anraten, den ich nicht schon selbst gegessen habe. Aber das ist einmal die erste Freude, denn ich habe tatsächlich noch nie jemanden gefunden, der, wenn er so eine richtige Platte mit Eierschwämmchen an einer guten Buttersauce oder einen Teller voll Steinpilze vor sich hatte, nicht sagte: Das war gut. Das war ja feiner als ein Nierchen, hat mir besser geschmeckt als Kalbsleber. Und wenn dann nach einigen Stunden kein verdächtiges Bohren im Magen kam und keine Uebelkeit aufsteigen wollte, dann haben sich diese Freunde fest vorgenommen, in Zukunft auch Pilze zu sammeln. Es ging aber nur so lange, bis sie im Walde selbst auf einen trafen, dann fragten sie mit aller Aengstlichkeit: Was ist jetzt das? Ist er giftig? Ja, man muss selbst probieren, man muss einmal anfangen, sonst bekommt man einfach kein Zutrauen.

Man kann aber auch falsch anfangen. Vielleicht der am besten bekannte Pilz ist der Ziegenbart. Und doch würde ich nicht anraten, bei ihm anzufangen. Gewiss, junge Ziegenbärte kann man essen, als Salat schmecken sie sogar recht gut. Aber sie können auch Verdauungsstörungen geben und Uebelkeit verursachen. Mit ihnen sollte man gerade nicht anfangen. Wenn man aber mit einer Gruppe auf einer Wanderung ist und unvermutet auf einen ganzen Schwarm Eierschwämmchen stösst, dann packe man den Rucksack voll. Weit oben, am letzten Brunnen oder Bächlein kann man sie vorsichtig reinigen und waschen, und wenn man so schlau war, etwas Butter in eine Büchse zu packen und etwas Salz mitzunehmen, dann gibt es auf dem Grat oder auf dem Gipfel (sofern man eine Kochgelegenheit hat) ein köstliches Mahl. Da kommen sogar die Buben, die nicht sammeln wollten, und betteln einen Löffel voll von den Schwämmchen. Auf vielen Wanderungen in den Bergen habe ich mir Tag für Tag mein Mittagessen selber gesucht, und es schmeckte nie köstlicher. Und auf einmal kennen die Schüler diese gelben, niedlichen Dinger, die manchmal herdenweise an Wurzeln oder Steinen vorbeistreichen, die im Walde allein stehen oder sich unter einem jungen Tännchen ins weiche Moos graben. Manchmal sind sie heller, manchmal oben dunkler gelb, aber immer laufen kleine Rippen, die sich verästeln, an ihrem Strunke herab. Sogar die Bergbauern nehmen sie, und die sind doch sonst vorsichtig.

Gerade in den letzten Waldstreifen oben, hart an der Alp, wachsen die Eierschwämmchen zu tausenden. Neben dem Heidelbeerplatz sind sie daheim. Aber auch in der Ebene, überall kann man sie finden. Im Winter aber, etwa auf dem Weihnachtstisch, sind sie ein köstliches Essen. Da duften sie nach Wald, nach Bergen, nach Ferien, und wenn sich selbst noch eine Tannadel hinein verirrt hat, ist man darüber nicht unglücklich. Sie lassen sich nämlich ausgezeichnet sterilisieren (aber man muss es zweimal tun) und schmecken wie frisch. Ja, mit Eierschwämmchen kann man anfangen und die Schüler so weit bringen, dass sie zur Mutter sagen: Diese Pilzchen, die nehmen wir mit. Damals auf der Schulreise war das grossartig, als wir auf dem Himmelgrat Eierschwämmchen hatten.

Oder mit Totentrompeten ginge es vielleicht auch. Freilich, da muss schon etliches überwunden werden. Der schreckliche Name zum Beispiel. Und dann erst noch das Aussehen. Da stehen sie am Boden, die schwarzen Köter. Wirklich kleine Trompeten, alle hohl bis auf den Grund. Aber sie sind grau, schwarz, hässlich. Soll man nicht mit dem Schuh darüberstampfen? Sind sie nicht faul? Man kann sie nicht verwechseln. Es gibt sonst keine andern so dunklen Trompetchen. Und meist stehen auch sie massenhaft da; man achtet sie zuerst bloss nicht. Wie soll man die denn zubereiten? Ach, man legt sie am besten auf ein Brett an die Sonne. Ihr Saft ist bald ausgedörrt. Wenn dann im Winter die Reisplatte, die etwas langweilig zu werden beginnt, einmal Totentrompeten enthält, wenn so schwarze Hütchen aus dem hellen Reis gucken, dann schmunzelt der Pilzfreund. Der Laie aber, der sie nicht kennt, schiebt sie, wie ich es in Genf einmal an einem Festessen gesehen habe, verstohlen auf den Tellerrand. Das Beste ist ihm entgangen.

In seinem eigenen Garten kann man den Pilzen begegnen. Eines Tages kommt die Frau oder eines der Kinder gesprungen: «Vater, im Gartenweg unten, dort beim Schutthaufen, stehen Pilze». Weisse Kegel, fünf, zehn Zentimeter hoch, sind plötzlich aus der Erde gekrochen. Rudelweise stehen sie da. In der Mitte haben sie einen schlanken, weissen Stiel, über den sie eine Pelzkappe gestülpt haben, die ihn fast bis unten zudeckt. Einmal habe ich auf einem Friedhofe alle Wege voll davon gesehen. Ein andermal brachten ihn die Kinder vom Schulwege. Man kann an diesen Pilzen etwas Hübsches zeigen. Wenn man sie in ein Schälchen legt, dann hat man nach zwei, drei Tagen nur noch ein Stümpchen des Stieles darin, das in einer schwarzen Brühe schwimmt. Von unten her fängt der Hut an schokoladefarbig und schwärzlich zu werden und nach und nach löst er sich in eine schwarze Flüssigkeit auf. Es ist der Tintenschöpfling. Der Pilzfreund aber wartet gar nicht ab, bis diese lustigen Kegel braun werden, sondern reinigt sie, solange sie schön weiss sind und bringt sie in die Pfanne. Sein Garten hat ihm wieder einmal mehr ein Nachessen gestiftet. Nur vor denen, die einen glimmerigen Ueberzug haben, muss er sich in Acht nehmen, die andern sind vollständig unschädlich. Und wie leicht sind sie erkennbar!

Sollte man aber nicht lieber mit den berühmten Pilzen anfangen, mit dem Steinpilz und dem Champignon? Sachte. Der Steinpilz hat einen Vetter, der gallenbitter ist. Glücklicherweise gibt es ja auf hundert echte nur etwa einen galligen, aber er kann einem das ganze Gericht gründlich verderben. Aber er hat noch schlimmere Vettern, solche, die auf der Hutunterseite gelbe und rote Röhren tragen und deren Fleisch sich verfärbt, wenn es an die Luft kommt. Der junge Steinpilz aber ist auf der Hutunterseite weiss, und nur im Alter werden seine Röhren grünlich. Dann aber wohnen auch meist Maden in ihm und durchfressen das zarte weisse Fleisch auf alle Seiten. O, man kann sich so sehr im schönsten Steinpilz trügen.

Den Champignon aber nehme man erst, wenn man ihn ganz gut kennt, vorher kaufe man ihn lieber auf dem Markt. Denn eine einzige Verwechslung mit seinem Nachbarn, der auf der Hutunterseite so feine weisse Blätter hat, kann den Tod bewirken. Der Champignon hat rosa angehauchte Blätter, im Alter sind sie schokoladebraun. Der giftige Knollenblätterpilz

aber hat weisse Blätter. Gewiss, man kann sie leicht unterscheiden, schon mit der Nase, wenn es sein muss, aber der Anfänger soll damit zuwarten, bis er in der Pilzwelt etwas vertraut ist.

Es ist eine reiche Welt. Sie geht von der ersten Morchel im jungen Laub bis zu den violetten Ritterlingen, auf die die Herbstblätter fallen, vom Eselsohr, das am Wegrand steht, bis zu dem Rothautröhrling im Tannenwald, vom Becherling bis zum (giftigen) Schwefelkopf, der zu Hunderten aus dem faulen Baumstrunke herausbricht, vom köstlichen Schweinsohr im Laubwalde bis zum hochroten Saftling auf der Alpweide und dem weissen Bovist. Bald ist es ein Brätling, bald ein Schirmeling, bald ein Mönchskopf, den der Pilzler in seine Tasche steckt. Die andern aber, die Erdschieber und Stink-Täublinge, lässt er stehen.

Wenn der Lehrer aber mit seiner Klasse durch den Wald geht, dann wird ihm haufenweise solches Zeug gebracht. «Herr X., kann man den nehmen?» — «Nein, es ist ein Stinktäubling.» — «Herr X., sehen Sie, was ich gefunden habe! Kann man den brauchen?» — «Nein, es ist noch einmal ein Stinktäubling.» Erst nach und nach, durch viel Geduld, lernen die Schüler etwas unterscheiden, lernen sie, dass es Blätterpilze gibt und solche mit Röhren, Pilze mit kleinen Stacheln und mit ganz winzigen Löchlein auf der Unterseite, Porlinge, und wenn man sie endlich so weit hat, dass sie drei, vier sicher kennen, dann ist der Herbst vorbei, und bis zum nächsten Jahre muss man vielleicht wieder von vorn anfangen oder die Kinder sind bei einem andern Lehrer. Ist da für die Volksernährung so viel gewonnen? Vielleicht nicht. Aber die Kinder haben auf einem ganz neuen Gebiete eine Ahnung bekommen, wie reich und schön die Welt ist und wie es verborgene Dinge gibt, die nichts von Krieg und Bombenflugzeugen wissen. Und wenn ein paar Hüterbuben in den Bergen oben so weit gebracht werden könnten, dass sie ein halbes Dutzend Pilze sicher kennen, und wenn man deren Verkauf und Vertrieb regeln würde, dann könnte ihnen ein kleiner, nicht übler Nebenverdienst erwachsen. Und wenn in einem Dorfe ein Lehrer wäre, zu dem die Leute Zutrauen hätten und der sie sicher beraten würde, dann könnte es in manchem Hause zu gesotenen Kartoffeln ein Pilzgericht geben. Und das wäre etwas!

Heiri Marti.

Wandernde Vögel

Auch dem ungeübtesten Beobachter müssen jeweils im Spätsommer und im Herbst gewisse Erscheinungen im Vogelleben auffallen. Es ist die Zeit, da sich z. B. die Schwalben zur Abreise rüsten und sich dann in grossen Scharen auf Drähten sammeln.

Bei vielen anderen Vogelarten kann von Wandervorbereitungen und vom Zuge selbst nicht viel oder gar nichts wahrgenommen werden. So sind die Mauersegler, die Spyren, einfach eines schönen Tages, so um den 1. August herum, nicht mehr da. Im vergangenen Sommer wanderten diese herrlich gewandten Segler wohl in den frühesten Morgenstunden des 31. Juli fort. Von Vorbereitungen war nichts festzustellen.

Auch alle die Vögel, welche bei Nacht ziehen, machen sich nicht oder doch nur selten bemerkbar.

Schön ist es aber, ja fast feierlich mutet es an, wenn in den ersten Tagen des Septembers der Zug der Eichelhäher mächtig einsetzt. Auch in diesem Herbst

wieder konnte man, besonders an Vormittagen bei hellerem, mehr oder weniger nebelfreiem Wetter diese Häher auf ihrem Zug prächtig beobachten.

In einer Höhe von 50—100 Meter über Boden zogen sie mit dem für sie bezeichnenden flatternden Flügelschlag dahin, bald einzeln, bald in lockeren Gruppen von 10 bis 20 und mehr Stück, oft unaufhörlich, stundenlang, immer in schnurgerader Linie, genau Richtung Nordwest, also Zürichsee-abwärts, dann schliesslich den immer sonnigen Gefilden zu, wo der «Pfeffer» wächst.

Immer lautlos ist ihr Flug, ohne Locken. Auch ohne ihr charakteristisches, heiseres Krächzen, mit dem sie sonst die ganze Tierwelt des heimatlichen Waldes warnen, wenn irgendein Feind in der Nähe erscheint.

Es muss sich um viele tausend Stück Eichelhäher handeln, die in den letzten Wochen auf breiter Front unser Sonnenufer durchzogen.

Gelegentlich lassen sie sich zur Nahrungsaufnahme oder auch zur Nachtruhe nieder in Wäldern oder in Baumgärten.

Als jüngst eine Sperberfamilie eines Morgens im nahen Tobel (vielleicht auch auf dem Zuge) hauste und dann das kräftigere Weibchen für die noch lokkenden Jungen auf Beute ausflog, hoch gegen den Berg hinauf, da hatten es die ziehenden Herrenvögel bald bemerkt. Wie Pfeile liessen sie sich lautlos ins sichere Gezweige der hohen Eschen und Buchen und Eichen herabfallen, bis die Gefahr vorüber schien.

Bei diesen Eichelhähern handelt es sich um nordische Zugvögel, wohl um Tiere aus Norddeutschland, Russland usw.

Aber wohin geht denn die grosse Reise?

Die Volksmeinung nimmt gerne an, ein Zugvogel müsse im Herbst direkt Richtung Süden wandern. Wohl ist Afrika das ferne Ziel. Aber auch dorthin führen viele Wege. Zunächst also nach Nordwesten, dem Aaretal zu. Dort biegt der Weg nach Westen um. Den Juraseen entlang wird das Rhonetal erreicht. Dann gehts dem Mittelmeer entgegen und der Küste nach über Spanien, um bei Gibraltar die wichtige Vogelzug-Strasse nach Afrika zu finden. Die Ueberfliegung der schmalen Meerenge bietet keine Schwierigkeiten. In Afrika selbst gehen die Wege nach und nach fächerartig auseinander. — Im Frühjahr erfolgt dann die Rückreise wieder auf die nämliche Weise.

Vorletzte Woche konnte man an einem besonders hellen Vormittag eine sehr reizvolle Zugerscheinung feststellen. Gleichzeitig, da Eichelhäher massenhaft seeabwärts zogen, wanderten auch Rauch-, Mehl- und viele Uferschwalben vorüber, auch sie mit dem fernen Ziel Afrika. Aber dieser Vogelzug erfolgte in umgekehrter Richtung, nämlich seeaufwärts, den Bergen zu. Die Schwalben folgen auch den ausgesprochenen Talschaften. Bei günstigen Wetterverhältnissen bildet die Ueberwindung der Bergpässe keine besonderen Schwierigkeiten. Im Nebel oder bei Schneefall hingegen geraten sie oft in Sackgassen, wie z. B. letztes Jahr in Elm oder in Linthal, wo sie nicht mehr weiter kamen und sich in der Not in menschliche Behausungen flüchteten. Trotzdem sich Tierfreunde der hungrigen Tierchen annahmen, gingen sie dennoch zu Hunderten ein. Sind aber die Nöte des Hochgebirges glücklich überstanden, so drohen unseren Lieblingen durch ganz Italien und in Sizilien vielerlei Gefahren durch die Vogelsteller. Natürlich verunglücken auch ihrer viele auf dem Flug übers Meer, nach Tunis. Hingegen haben sie dann von unseren schwarzen Brü-

dern am Aequator nichts Böses mehr zu befürchten. Ja, die Wilden...

In wenigen Tagen wird nun auch das Hausrotschwänzchen von uns Abschied nehmen. Heute noch sitzt es auf dem First des Nachbarhauses und singt sein einfaches Ade-Liedchen.

Und am Waldrand ruft noch ein vereinzelter Weidenlaubvogel sein eintöniges Zilpzalp - zilpzalp! Auch ihm wünschen wir recht gute Reise, wenn er es in seiner Sorglosigkeit, ja Kühnheit nicht etwa wagen sollte, den Winter über bei uns zu bleiben!

Jetzt scheint der Zug der Hätzler vollzogen zu sein. Aber heut in der Früh sah ich den ersten Krähen Schwarm vorüberfliegen, ebenfalls in der Richtung gegen den Uetliberg, also auch nach Nordwesten, genau wie die Häher. Es waren etwa 20 Rabenkrähen und einige Saatkrähen.

Bald werden grosse Schwärme nachfolgen.

Rud. Egli.

Ein schweizerisches Freiluftmuseum? Das Schweizer-„Dörfli“

Die nachfolgende Meinungsäußerung bezieht sich auf eine Einladung in einem Artikel von Zentralpräsident Prof. P. Boesch, sich zum Thema «*Ein schweizerisches Freiluft-Museum*» (siehe SLZ Nr. 29, S. 505) zu äussern. Red.

Als Lehrer im Wehrmannskleid hatte ich in den verflossenen Monaten reichlich Gelegenheit, die verschiedenen Dörfchen im Schweizerland etwas genauer anzusehen. Wie heimelig ist doch ein urchiges Bauernhaus, wie gemütlich lässt sich plaudern, wenn man im Tessin abends auf dem Gneismäuerchen der Pergola beisammensitzt! Im Gebiet der Alpen hat jede Landschaft ihren eigenen Baustil. Fährt man von Zürich durchs Urnerland und den Gotthard in den Kanton Tessin, so erblickt das Auge vom Fenster des fahrenden Zuges aus manch heimlichen Ort. Zuerst in ihren Gärten die sauberen Häuser am Zürichsee, dann die weltberühmten «Schwizerhäusli» am Zuger- und Lowerzersee, ennet dem Gotthard die eng zusammen gedrängten Häuser der Tessinerdörfchen, die ihrerseits von Tal zu Tal einen andern Charakter zeigen. Einige Fabrikanlagen sind neuerdings mit den Farben der Landschaft glücklich getarnt. Die Fenster und Gärten sind fast stets mit Blumen prächtig geschmückt, so dass man die ganze Schweiz für ein riesiges Freiluftmuseum halten könnte, wäre nicht auch auf andere, weniger erfreuliche Bauten hinzuweisen. Es bestehen aber offensichtlich bei uns noch so viele stilreine Bauwerke, dass wir nicht nötig haben sollten, dieselben in einem Museum zu sammeln.

Letzten Sommer hatte ich Gelegenheit, den «Skansen» in Stockholm zu besuchen, der offenbar das Vorbild ist für ein geplantes schweizerisches Freiluftmuseum. Als ich dort war und die verschiedenen nordischen Haustypen studierte, sagte ich mir begeistert: «Ja, so etwas sollten wir bei Zürich, etwa auf dem Pfannenstiel oder Hasenberg, auch haben. Da könnten die Schulklassen Heimatkunde treiben und die Erwachsenen ihren Sinn fürs Heimatliche schärfen!» Die verschiedensten Haustypen wären nahe beieinander und der Besichtigung leicht zugänglich. Wird ein solches schweizerisches Museumdörfli — wahrscheinlich ist eher wie beim «Skansen» an einen Park zu denken — gebaut, so wird sich voraussichtlich die Lehrerschaft darüber freuen und das neue Lehrmittel eifrig benützen. Doch seien wir uns bewusst, dass die

eigentliche Heimatschutzaufgabe übers ganze Land verbreitet ist, da ja jedes Haus in einem zu schützenden und zu pflegenden Schweizerdorf steht. Dies ist auch der Grund, warum ich heute nicht mehr so denke wie damals im «Skansen». Mir scheint das Museum die Aufbewahrungsstätte zu sein für etwas Sterbendes oder Ausgestorbenes, und so weit sind wir doch noch lange nicht. Wünschenswerter als ein eigentliches Museum scheint mir die Erhaltung der Bauwerke an Ort und Stelle, die Pflege und Verwaltung des Erbgutes dort, wo es verwurzelt und heimatberechtigt ist.

In der Aprilnummer der Zeitschrift «Heimatwerk» vom Jahre 1939 wurden zwei Dorfansichten einander gegenübergestellt. Die eine Photographie zeigt hässliche Anbauten mit Plakaten bedeckt; wie ich mich erinnere, handelt es sich um eine Tankstelle. Unter der Ansicht war zu lesen, es seien derartige Veranstaltungen mit etwas Verstand und Liebe fast stets zu vermeiden. Die gegenübergestellte Photo erquickt das Auge des Beschauers. Welch heimeliger Dorfplatz ist da zu sehen! Sonntäglich aufgeräumt, in behäbiger, ruhiger Behaglichkeit umgeben hier die Bauernhäuser eine mächtige, uralte Eiche. Hier ist's «heimelig»! An mehreren ähnlichen Beispielen ist in der erwähnten Zeitschrift die Notwendigkeit eines überall gegenwärtigen Heimatschutzes gezeigt. Als Soldat sehe ich bei meinen Kameraden tagtäglich, wie notwendig in der Tat bei uns die Pflege des Natur- und Heimatschutzgedankens ist. Landi und Schandpfahl scheinen längst wieder vergessen zu sein! Man sieht und schätzt das Bodenständige nicht, und wo das Typische erkannt wird, fehlt der Blick für den heimatlichen Zusammenhang. (So erklärt es sich z. B., dass die Soldaten ihren Frauen und Schwestern in der Nordschweiz zumuteten, die im Tessin gebräuchlichen «Zoccoli» zu tragen! Soldaten sehen nicht ein, dass derselbe Gegenstand im Tessin schön und in der Nordschweiz kitschig sein kann.) Wie jeder Einzelgegenstand, so ist auch jede vorkommende Bauform erst im Zusammenhang mit der Landschaft typisch. Uns ärgert am Zürichsee als deplacierte das Haus, das offensichtlich den inner-schweizerischen Stil nachahmt. In der Innerschweiz hingegen ärgert uns das städtische, violett angestrichene Kaufhaus. Hätte nicht mit dem gleichen Kostenaufwand und ohne Verzicht auf grosse, helle Schaufenster und ähnliche Bequemlichkeiten ein heimatliches Haus im örtlichen Stil erstellt werden können? Heimatschutz ist nicht die starre Erhaltung eines Zustandes. So ist es hier im Tessin durchaus zu verstehen, wenn nach und nach die Dächer der neuen Häuser statt mit Gneisplatten mit Ziegeln bedeckt werden, mit Ziegeln, die sich in Form und Farbe den benachbarten, älteren Häusern anpassen. Nicht zu entschuldigen ist aber die Geschmacklosigkeit, wenn gleichzeitig mit den Ziegeln auch der Allerweltserienhausstil übernommen wird. Solche Häuser, meist handelt es sich um Kaufläden oder Wirtschaften, sind dann wie Glasaugen im lebendigen Leib des Dörfchens. Schlimm wird die Sache vor allem, wenn ein solches neues Haus grösser als die übrigen ist und obendrein «schöner» sein will durch nur aufgemalte Balkone und Fenster samt Vorhängen und Blumen. Selbst Kirchen und Schulhäuser sind nicht ausgenommen. Auf meiner Urlaubsreise ist mir besonders auch eine Fabrik aufgefallen, die gross und weiss verputzt in der grünen Landschaft prangte. Wohl bedürfen wir der Fabrik als Werkplatz, doch scheint mir, sollte sie ohne Nachteil für den Arbeitsvorgang der Land-

schaft angepasst werden können. Es ist leider bei uns so, dass jeder so hässlich bauen kann, als er will, wenn er nur die technischen Vorschriften innehält.

«Kein Land der ganzen Welt besitzt so viele Museen wie die Schweiz», hörten wir Herrn Dr. F. Gysin, den Direktor des Landesmuseums, am Radio sagen. Es ist also nicht in erster Linie dringend, ein neues Museum zu schaffen, so schön und erwünscht im übrigen der Besitz eines solchen ist. Berücksichtigen wir vielmehr im ganzen Land bei Um- und Neubauten in vermehrtem Masse die heimatschützlerischen Ideen; erhalten wir jeder Talschaft durch liebevolle Pflege der ererbten und verständnisvolle Anpassung der neuen Bauten ihren örtlichen Stil, so wird die Schweiz das Land der heimeligen Dörfer bleiben, das sie in der Vorstellung der Ausländer ist. K. Klenk.

Zum Modell im Bahnhof Zürich

Man muss es dem Vorstand der «Pro Campagna» (Schweizerische Organisation für Landschaftspflege) lassen, dass er es versteht, in geschickter und zügiger Weise für sein Projekt eines schweizerischen Freiluft-Museums Propaganda zu machen. Das an der Veranstaltung vom 13. Juli (siehe SLZ Nr. 29 vom 19. Juli) zum erstenmal gezeigte grosse Modell im Massstab 1 : 100 mit seinen 21 verschiedenen Schweizer Haustypen ist seit letzter Woche für einige Zeit in dem Drehglaskasten in der grossen Halle des Hauptbahnhofs Zürich ausgestellt. Das reisende Publikum staut sich in Scharen vor der Sehenswürdigkeit. Um den Wert des Projektes zu zeigen, sind empfehlende Worte prominenter Persönlichkeiten mit ausgestellt, voran die Empfehlung von dem inzwischen gestorbenen alt Bundesrat Obrecht: «Je mehr man sich die Sache mit dem Freiluftmuseum überlegt, um so mehr leuchtet sie ein.» Ausserdem liest man befürwortende Sätze von Dr. Ernst Schaller (innerschweizerisches Heimatwerk), Felix Moeschlin Dr. h. c. (Schriftsteller), Prof. Hans Beat Wieland (Kunstmaler), Prof. Dr. Hoffmann-Krayer (Präsident der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde), Prof. Dr. Baum (Kunsthistoriker, Stuttgart) und von der Schweiz. Verkehrszentrale. Angesichts dieser klangvollen Namen aus Kunst und Wissenschaft, bezaubert von dem wirklich vor trefflich und sorgfältig ausgeführten Modell und in freundlicher Erinnerung an das verflossene «Dörfli» der Schweizerischen Landesausstellung 1939 wird sicher der grössere Teil der Besucher unbedenklich Ja sagen zu dem Projekt und seine Verwirklichung sehnlichst herbeiwünschen.

Die schweizerische Lehrerschaft, auf deren Interesse die Initianten rechnen und der das künftige Freiluft-Museum als erstklassiges Schulreiseziel angepreisen wird, die Lehrer und Lehrerinnen, die nun sicher auch in grosser Zahl, allein oder mit ihren Schulklassen, das entzückende Modell bewundern, haben ein Recht darauf, auch die Gründe zu vernehmen, die gegen das Projekt sprechen und die den Zentralvorstand des Schweizerischen Lehrervereins schon vor Jahren veranlasst haben, es nicht zu unterstützen.

Architekt Peter Meyer, der schon in der Veranstaltung vom 13. Juli in längeren Ausführungen seine Bedenken geäussert hatte, hat inzwischen in der Schweizerischen Bauzeitung, dem Organ des Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Vereins, vom 3. August das Problem eines schweizerischen Freiluftmuseums ländlicher Bauten grundsätzlich erörtert, ohne zu dem

vorliegenden Projekt im einzelnen Stellung zu nehmen. Aus diesem wertvollen Beitrag zu der Diskussion, die zweifellos nun einsetzen wird, seien hier die wesentlichsten Punkte herausgegriffen; sie decken sich weitgehend mit den Gründen, die den Zentralvorstand des SLV zu seiner ablehnenden Haltung veranlassten.

Als künstlerisch empfindender Architekt untersucht er zunächst die Frage, ob die Verpfanzung alter Häuser auf ein Museums-Gelände möglich und wünschenswert sei. Dabei betont er, dass es vielleicht die wichtigste Errungenschaft einer neueren Betrachtungsart der Architektur sei, dass sie wieder den Sinn für die Verbundenheit des Einzelgebäudes mit dem kulturellen Zusammenhang seiner Entstehungszeit, sowie mit seiner architektonischen und landschaftlichen Umgebung geweckt habe. Jeder intelligente Heimatschützer wisst heute, dass für die Erhaltung eines Dorfbildes die Reinhaltung einiger an sich uninteressanter, aber charaktervoller, typischer Häuser in ihrem charakteristischen Beisammenstehen entscheidender sei als die Renovierung eines einzelnen, reich geschmückten Ausnahmehauses. So ist auch der Vorschlag, alte Häuser abzubrechen und entfernt von ihrem früheren Standort irgendwo auf einem Museums-Gelände wieder aufzustellen, unter allen Umständen eine heikle und schmerzhafte Angelegenheit. Immerhin, meint P. Meyer, sei es immer noch besser, wenn ein charaktervolles Gebäude auf diese Art erhalten bleibe, als wenn es an Ort und Stelle gänzlich zugrunde ginge. Aber die Möglichkeit einer solchen Verpfanzung bleibt an gewisse Grenzen gebunden:

«Wenn man z. B. auf einem Gelände in oder bei Bern Bauernhäuser aus der weiteren Umgebung von Bern aufstellen würde, so wäre das durchaus sinnvoll, denn diese Gebäude wären zwar ihrem Standort, nicht aber dem allgemeinen Charakter der Landschaft entfremdet, und sie fänden in vielen Bauten der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebung verwandte Züge, wodurch der Zusammenhang hergestellt und das verpflanzte Haus als «heimatisch» erwiesen würde. Ein Tessinerhaus oder Engadinerhaus dagegen würde an der gleichen Stelle durchaus fremdartig wirken.»

Auf die Grundfrage, was eigentlich durch eine solche Wiederaufrichtung charakteristischer Häuser erreicht werden soll, geben die im Drehglaskasten ausgestellten Empfehlungen der genannten Prominenten und der Aufruf der Initianten Auskunft: Stärkung des Heimatgefühls und Förderung des politischen Zusammenghörigkeitsgefühls von verschiedenen Landesteilen. Zu dieser Zweckbestimmung bemerkt P. Meyer folgendes:

«Stärkung des Heimatgefühls und Bindung an die eigene politische und kulturelle Vergangenheit ist einzigt durch Bauten regionalen oder doch nahe verwandten Charakters zu erreichen. Für den Zürcher und Basler ist schon das Bernerhaus gefühlsmässig «exotisch» und «Heimat» ist für den Tessiner durchaus nur das Tessinerhaus und nicht das der Nordschweiz. Wir röhren hier an die Grundlagen unseres Staates, an den Föderalismus. Wir wissen, dass dem kantonalen Bestreben, selbständig zu bleiben, praktische Grenzen gesetzt sind; um so eifersüchtiger sind die Unterschiede da ernst zu nehmen, wo ihnen keine zwingenden Gründe gegenüberstehen... Wenn grosse Imperien Kolonialausstellungen veranstalten, auf denen Marokko, Siam, Indochina, Zentralafrika usw. ihre Visitenkarte in Form rekonstruierter Bauten abgeben, so hat das den Sinn, im Mutterland an die Existenz der Kolonien zu erinnern. Was damit gestärkt wird, ist aber das imperialistische Gefühl, nicht das Heimatgefühl. Dass wir uns die Existenz Graubündens, des Tessin, des Wallis auf diese Weise vergegenwärtigen, haben wir glücklicherweise nicht nötig. Die Distanzen in unserem Lande sind so klein, die Verkehrsmittel so vorzüglich, dass wir in wenig Stun-

den in den betreffenden Gegenden sind, und für die Befriedigung momentaner Launen ist durch die verschiedenen Bündner- und Walliser-Stübli, locande ticinesi, Waadländer Stuben usw. in jeder Stadt aufs Stimmungsvollste gesorgt. So ist es nicht nötig, diesen selbstverständlichen Zusammenhang durch ausserordentliche Massnahmen zu manifestieren; es ist gar kein Unglück, wenn nicht jedem alles zu jeder Zeit und auf einmal in natura vor Augen gestellt wird — die Mannigfaltigkeit der Haustypen zu zeigen, ist ein Thema für ein schönes Bilderbuch, wie z.B. das Bürgerhauswerk des Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Vereins, nicht aber für ein Freiluftmuseum.»

Der eigentliche Initiant des «Pro-Campagna»-Projektes, Architekt Eugen Probst, denkt sich jedes Haus von einer Familie des betreffenden Kantons bewohnt, in der betreffenden Volkstracht, mit möglichst urchigem Dialekt und allen Stimmungsrequisiten. Und an der Propaganda-Veranstaltung vom 13. Juli vermittelten Dialekt-Grammophon-Wiedergaben einen ungefähren Begriff, wie die Sache gedacht ist. Bei diesem Punkt wird Peter Meyer, wie uns scheint mit Recht, etwas sarkastisch. «Würde damit das Bodenständige nicht ausgerechnet an der Stelle, wo es gepflegt werden soll, ins Theatralische denaturiert und zur Fremden-Attraktion erniedrigt? Wenn Miteidgenossen aus einem Bergtal für die Dauer einer Ausstellung in der Stadt ein charakteristisches Handwerk vorführen oder im Festzug in ihrer Tracht auftreten, so ist das etwas ganz anderes: eine vorübergehende, festliche Episode im Leben der Betreffenden, das seinen Schwerpunkt nach wie vor in der wirklichen Heimat hat, aus der heraus man in die Stadt auf Besuch kommt. Wo aber wären die Ausstellungsdörfler daheim? Zum tausendundeinthalb Mal müssten sie ihre Besucher möglichst treuerzig und ursprünglich anbiedern und womöglich den Alpsegen als bare Blasphemie über eine finanzierte Alp sprechen. Und werden sie die malerische Sonntagstracht alle Tage tragen? Ziehen sie, wenn sie «frei haben», ihre Tracht aus, um «in Zivil» auszugehen? Das ganze Leben dieser Familien würde zur Exhibition, zum Gegenteil von Bodenständigkeit. Was als Festspiel, als bewusstes Theater durchaus erträglich ist, wird als vorgebliebene Wirklichkeit zum unerträglichsten Kitsch, der sich denken lässt.» Da aus dem in dem Drehglaskasten ausgestellten Modell diese geplante «Belebung» des Dörfli nicht ersichtlich ist und weil eine der zur Schau gestellten Aeusserungen der Prominenten ausdrücklich betont, das Projekt sei kein Kitsch, musste die obige Kritik im vollen Wortlaut wiedergegeben werden.

Zur Unterstützung des Planes wurde von den Initianten mehrfach und mit besonderem Nachdruck auf das Beispiel anderer, besonders der nordischen Länder hingewiesen. Peter Meyer weist überzeugend nach, dass die Verhältnisse dort ganz andere, einheitlichere sind. Der Unterzeichnete kann aus eigener Kenntnis des Freiluftmuseums Skansen bei Stockholm hinzufügen, dass es sich dort um einen grossen Volkspark mit zahlreichen Vergnügungsattraktionen wie beim berühmteren Tivoli in Kopenhagen handelt. Und die imponierenden Besucherzahlen von Skansen, welche von den Initianten genannt werden, um den finanziellen Erfolg auch eines schweizerischen Freiluftmuseums in sichere Aussicht zu stellen, sind im wesentlichen den Vergnügungsstätten und nicht dem schwedischen Museum zu verdanken. Wobei erst noch zu bedenken ist, dass Stockholm doppelt so viele Einwohner hat als die volkreichste Schweizerstadt.

Peter Meyer kommt daher zu folgendem Schluss:

«Das Problem der Erhaltung abbruchbedrohter ausdrucksvoller Bauten kann, wenn es uns ernstlich um eine Stärkung des Heimatgefühls zu tun ist, und nicht nur um die Schaffung einer kaum sehr zugkräftigen Fremdenattraktion, nur auf regionaler Grundlage in Angriff genommen werden in der Form, dass solche Bauten in unmittelbarer Nähe der nächsten Städte oder eines Fremdenzentrums wieder aufgestellt werden. (Man denke etwa an das sehr erfreuliche Engadiner Museum St. Moritz.) Da das ethnographische Interesse weiterer Kreise nicht überschätzt werden darf, wird man solche Bauten in der Nähe von Erholungsplätzen aufstellen, die von der Bevölkerung ohnehin aufgesucht werden, also in der Nähe von Wirtschaften, Strandbädern, Sportplätzen usw. Auf diese Weise würden diese Bauten von vielen gesehen und besucht, die nie eine Reise zum Besuch alter Bauten unternehmen würden. Natürlich würde man Verkaufsstellen von Heimarbeiten, «Heimatwerk» und Verwandtes darin unterbringen und dabei für Heimatschutz und Naturschutz werben. Auch wären etwa vorhandene Heimatmuseen in solchen Häusern unterzubringen. Auch für kleinere Städte wäre eine solche Art der Denkmalpflege mit kantonaler oder Bundeshilfe durchaus denkbar, wogegen eine zentralisierte grosse Anlage mit Haustypen aus der ganzen Schweiz ein innerlich widersprüchliches und praktisch zum Misserfolg verurteiltes Unternehmen wäre.»

Paul Boesch.

Kantonale Schulnachrichten

Bern.

Unter der bernischen Lehrerschaft findet gegenwärtig die Urabstimmung über eine *Interne Ausgleichskasse* statt. Nachdem schon im letzten Krieg eine ähnliche Hilfe bestanden hatte, soll auch diesmal durch einen Akt der Solidarität allen jenen geholfen werden, die unverschuldet durch die Mobilisation in Not geraten. Der Beitrag beträgt für jede Lehrkraft 1 Prozent der Besoldung, wird aber nur für die dienstfreie Zeit erhoben.

Man glaubt, dass trotz der allgemeinen staatlichen Lohnersatzordnung eine solch interne Hilfe durchaus am Platze sei, da die bestehende besondere Lohnregelung für die Lehrerschaft doch in manchen Fällen einen empfindlichen Lohnausfall zur Folge hat. Deswegen tritt der Kantonalvorstand mit einem wohlvorbereiteten Statut vor die Lehrerschaft und appelliert an ihr Solidaritätsgefühl. Die Urabstimmung wird auf den 31. August abgeschlossen. Infolge der sehr unterschiedlichen sozialen Lage der einzelnen, kann eine gleichmässige Zuwendung der Gelder unter die Mobilisierten nicht in Betracht fallen, da solche Hilfe dem vorgesehenen Zweck widerspräche. Die Auszahlungen werden nach Statut lediglich an diejenigen mobilisierten Lehrkräfte erfolgen, die sich dafür in einem besonderen Gesuch an den Kantonalvorstand wenden. Die Beiträge sollen aber nicht den Sinn von gewöhnlichen Unterstützungen haben, sondern eine selbstverständliche Hilfe der Gesamtlehrerschaft sein. Sollte der Stand der Kasse es gestatten, so könnten die Gelder im Falle einer weitgehenden Demobilisierung zur Arbeitsbeschaffung für stellenlose Lehrkräfte herangezogen werden. Diese Interne Ausgleichskasse soll spätestens ein Jahr nach vollständiger Demobilisierung der schweizerischen Armee wieder aufgehoben werden. Die Anregung zur Schaffung dieser Aushilfskasse kam von den Sektionen Bern und Biel des Bernischen Lehrervereins.

ws.

Graubünden.

Die Lehrerin der Bergschule Parpan, Fr. Emmi Frey, wurde letzthin während des Heuens von einer Biene gestochen und starb unmittelbar darauf an Herzlähmung. Die Verunglückte hat 23 Jahre lang an der Gesamtschule gearbeitet und sich die restlose Ach-

tung und Wertschätzung der Schulbehörden und die Liebe der Schüler erworben. Das Zeichnen war ihre besondere Begabung, und ihre hinterlassenen Bilder, mit denen sie Befreundete beschenkte, haben einen dauernden Wert. Im Sommer half sie freiwillig den Bauern beim Heuen, wo es gerade am nötigsten war, und bei einem solchen Dienst hat sie der Tod erreicht. Wir verlieren in der Heimgegangenen eine geschätzte Leserin unseres Blattes.

**

selbst wieder hervorgehen, so ist es wichtig, uns vorerst deutlich bewusst zu werden, was uns teuer und wert ist und unveräußerliches Gut darstellt. Dies in uns lebendig werden zu lassen, ist der Sinn des Synodalvortrages von Herrn Prof. Dr. Gustav Egli, Winterthur: *Der Geist der Schweizerischen Eidgenossenschaft*.

Für den Nachmittag sind verschiedene Exkursionen organisiert, die die Synoden in Autocars in die heimatliche Herbstlandschaft hinausführen. Der Fahrpreis wird Fr. 2.50 nicht übersteigen. Eine von Herrn Prof. Dr. E. Bohnenblust, Zürich, geleitete historische Exkursion hat Kappel als Ziel. Im Anschluss an sie ist unter Führung von Herrn Prof. Dr. A. U. Däniker, Zürich, ein Besuch des benachbarten Reservates Hagenmoos vorgesehen. Eine andere Exkursion ist forstwirtschaftlicher Art und führt nach dem Sihlwald. Sie steht unter der Leitung von Herrn Forstmeister K. Ritzler, Sihlwald. Die geographisch interessierten Synoden endlich werden von Herrn Priv.-Doz. Dr. H. Gutersohn, Zürich, in die Landschaft von Schönenberg-Schindellegi geleitet. Die Exkursion trägt wirtschaftsgeographischen Charakter und wird sich hauptsächlich mit den Beziehungen zwischen den Naturgrundlagen und den wirtschaftlichen Verhältnissen dieses Gebietes befassen.

S.

Luzern.

Die Stadtschulen von Luzern zählen im laufenden Schuljahr an der Primarschule 2055 Knaben und 2039 Mädchen. Die Sekundarschulen (3 Klassen) 403 Knaben und 528 Mädchen. Der Unterricht wird auf dem linken Ufer am 26. August aufgenommen, auf der rechten Reußseite am 2. September nach 6 Wochen Ferien. Die vorgesehenen Herbstferien, welche zur Aushilfe im Landdienst hätten verwendet werden sollen, fallen ausser Betracht. Dagegen ist zu erwarten, dass Ende Oktober die Schulhäuser während etwa einer Woche für militärische Zwecke in Anspruch genommen werden. Es ist auch vorgesehen, dass zum Zwecke der Kohlenersparnis ein Schulunterbruch in die Wintersportzeit angesetzt wird, denn nach der bisherigen Tradition haben die Schüler noch «14 Tage zugut». Bekanntlich gehen sie von diesen «Rechten» nicht gerne ab.

In der Schulpflegesitzung wurden Vorschläge über das Sammeln von Leseholz und von Fallobst eingebracht. Die Durchführung solcher an sich einleuchtender Vorschläge stossen aber auf eine Menge von Schwierigkeiten, so auf private Besitzrechte, Transportkosten, nutzbare Verteilung und Verwertung und nicht zuletzt kommt auch für Stadt Kinder in Betracht, dass vielleicht an Kleidern mehr verdorben wird als der eingebrachte Heizstoff wert ist. Pädagogischer und materieller Nutzen entsteht nur, wenn solche Unternehmen gut studiert und vorbereitet werden.

Dieser Tage ist, da die Einsprachefrist des Volkes unbenutzt abließ, das Gesetz über die Verlängerung der Schulzeit und über die obligatorische Einführung des hauswirtschaftlichen und des Knabenhandarbeitsunterrichts und die Genehmigung einer achten Primarklasse rechtsgültig geworden. Das neue Gesetz verlangt 7 volle Schuljahre als Minimum, während bisher für Landschulen $6\frac{1}{2}$ Jahre genügten. Die Einführung des fakultativen 8. Primarschuljahres sichert den Gemeinden den Lehrerbesoldungsbeitrag des Kantons an solche Klassen. Früher traten die 7.-Klässler, die noch weiterhin in die Schule wollten, meistens in eine erste Sekundarklasse ein, wo sie sehr oft nicht am richtigen Platze waren.

Vom Texte des Erziehungsgesetzes von 1910 ist nicht mehr viel übrig geblieben. Mit mehreren Teilrevisionen ist man geschickt um die Referendumsklippe herumgekommen, die man für eine in der ersten Lesung vom Grossen Rat schon angenommene Totalrevision befürchtete. (Ein Gesetz wird nach der 2. Lesung und nach abgelaufener Referendumfrist rechtskräftig.)

Zürich.

Die diesjährige *kantonale Schulsynode* ist auf Montag, den 16. September, nach Thalwil einberufen. Heute, wo eine ganz neue Zeit an unsere Tore klopft, ist es dringlicher als je, uns auf unser schweizerisches Ideengut zu besinnen. Ueberall wird von Umbruch gesprochen. Sollen wir aus diesem Prozess als wir



Zwei Kommentare zum schweizerischen Schulwandlerwerk.

Gleichzeitig mit den versandbereiten Drucken der 5. Bildfolge ist soeben in üblicher Form der Kommentar erschienen als 14. Buch der *Schweizerischen Pädagogischen Schriften* und wie bisher im *Verlag des Schweizerischen Lehrervereins*. (Weitere Vertriebsstelle ist die Firma E. Ingold in Herzogenbuchsee, die den Kommentar mit den Bildern abgibt.) Das Heft enthält auf 128 Seiten die gründliche und vielseitige Beschreibung der vier Themen der Bildfolge *Juraviper*, *Bauernhof* in der Nordostschweiz, *Glarner Landsgemeinde* und des *Barock* am Beispiel der Klosterkirche Einsiedeln. Als Ergänzung ist eine zusammenfassende und vergleichende Darstellung der *Romanik* und *Gotik* beigelegt. Die Bauelemente aller 3 Stile sind durch Numerierung und Beschriftung der Bildteile veranschaulicht.

Mitarbeiter des 5. Kommentars waren Prof. ETH Dr. phil. Linus Birchler, Feldmeilen; Frl. Hilde Brunner, Lehrerin, Zürich-Wollishofen; Heinrich Hedinger, Lehrer, Zürich; Dr. Otto Mittler, Rektor der Bezirksschule Baden; Dr. Alfred Steiner-Baltzer, Gymnasiallehrer, Bern; Prof. Dr. Georg Thürer, Lehrer an der Kantonsschule, St. Gallen, und Alfred Zollinger, Sekundarlehrer, Thalwil. Die Redaktion besorgte wieder Dr. M. Simmen, Luzern. Mehr als 40 Klischees verdeutlichen den Text.

Die fünf Kommentare geben zusammen auf fast 600 Seiten ein sorgfältig und fachmännisch durchgearbeitetes Material über schweizerische Realien mannigfachster Art und sind, wie der gute Absatz beweist, von vielen Lehrern an und für sich als Unterrichtshilfsmittel geschätzt. Der Preis von Fr. 2.— ist nur möglich durch die Verbindung mit der *Lehrerzeitung*, in welcher Teile des Kommentars als Vor- oder Nachdruck erscheinen.

*

Gleichzeitig ist der zweite Kommentar, den die Société pédagogique de la Suisse Romande mit finanzieller Unterstützung durch den Fonds der «Stiftung Lucerna» beim SLV herausgibt, erschienen. Es ist ein sehr sorgfältig gedrucktes Heft von 64 Seiten, ebenfalls reich illustriert. Die Texte sind teilweise Uebersetzungen aus dem deutschen Kommentar, teilweise abkürzende Bearbeitungen, aber auch zu einem guten Teil eigene Arbeiten der welschen Kollegen. Wir nennen daraus von Charles Grec, dem nimmermüden Redaktor des Bulletin der SPR, *Les vendanges à Lavaux* und *La monté à l'alpage*. Hier wird, wie auch in der Beschreibung der Kathedrale von Lausanne durch Paul Burnet die romanische Betrachtung des Gegenstandes der deutschschweizerischen ergänzend und erweiternd zugesellt. Auch über das Gaswerk hat Charles Grec eine durchaus originale Arbeit mit Sachverständigen aus seinem Wohngebiet geschaffen. Diese welschen Kommentare — es sind bis jetzt zwei erschienen¹⁾ — eignen sich vortrefflich zu französischen Uebungen an den Bildern. Sie bieten einen fachlichen Wortschatz, den man nicht ohne Mühe sonst zusammentragen müsste. Sie lassen sich daher als ein vielseitiges Unterrichtsmittel für die 2. und 3. Sekundarklasse sehr gut verwenden.

Den welschen Kollegen, unsren sehr sympathischen Freunden vom Vorstand der SPS, gratulieren wir zum Gelingen auch dieses zweiten Kommentars. Er ist unter Schwierigkeiten entstanden, wie sie uns nur teilweise bekannt sind; aber mit zäher Energie wird auch da an vielen stillen Orten und ohne Angst vor Phrasen an der schweizerischen geistigen Verselbständigung unentwegt gearbeitet.

Schweizerischer Lehrerverein

Sekretariat: Beckenhofstrasse 31, Zürich; Telephon 8 08 95
Schweiz. Lehrerkrankenkasse Telephon 6 11 05
Postadresse: Postfach Unterstrass Zürich 15

Veröffentlichungen.*

Soeben ist in schmuckem, hellgrünem Gewand im Verlag des SLV erschienen, als Schrift Nr. 14 der Schweizerischen Pädagogischen Schriften:

Fünfter Kommentar

zum

Schweizerischen Schulwandbilderwerk

Bildbeschreibungen und Lehrhinweise zur 5. Bildfolge
 1940.

Preis Fr. 2.—.

Das 128 S. starke, reich illustrierte Heft konnte trotz Papier- und andern Preiserhöhungen auf dem Preis der früheren Kommentare gehalten werden. Der Kommentar kann bezogen werden durch das Sekretariat des SLV und durch die Vertriebsstelle des Schweiz. Schulwandbilderwerks, die Firma Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee.

Gleichzeitig ist die französische Ausgabe zur 2. Bildfolge erschienen. Herausgeber dieser mit Unterstützung der Stiftung Lucerna erscheinenden französischen Ausgabe ist neben der Kommission für interkantonale Schulfragen des SLV die Société

¹⁾ Je zu Fr. 2.— bei Payot in Lausanne und bei Ingold in Herzogenbuchsee beziehbar.

* Siehe auch die vorangehende Mitteilung.

Schriftleitung: Otto Peter, Zürich 2; Dr. Martin Simmen, Luzern; Büro: Beckenhofstr. 31, Zürich 6; Postfach Unterstrass, Zürich 15

pédagogique romande. Wir freuen uns über diese espriessliche Zusammenarbeit der beiden schweizerischen Lehrervereine. *Der Präsident des SLV.*

Geistiges Hilfswerk für die Kriegsgefangenen und Internierten.

Der Präsident des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer, Louis Meylan (Lausanne), richtet an die Mitglieder des VSGL einen Aufruf zugunsten der intellektuellen Kriegsgefangenen. Darin wird darauf hingewiesen, von welcher Bedeutung es ist, dass alle die kriegsgefangenen und internierten Erzieher, Publizisten, Künstler und Denker in Fühlung bleiben mit den Disziplinen ihres Berufes und dass sie deshalb in ihren Lagern über das unumgängliche geistige Arbeitsgerät verfügen können. Um diesem Bedürfnis zu entsprechen, wurde in Genf das «Bureau international d'éducation» gegründet, das die finanzielle Unterstützung mehrerer nichtkriegsführender Länder erlangt hat, u. a. auch eine Subvention von Fr. 10 000.— seitens des Bundesrates.

Die Mitglieder des Gymnasiallehrervereins werden nun ersucht, diese Anstrengungen zu unterstützen, einmal durch Barspenden, dann aber auch durch Ueberlassung von Büchern, die sie den kriegsgefangenen oder internierten Kollegen zur Verfügung zu stellen bereit sind.

Wir nehmen an, dass auch die Mitglieder des Schweizerischen Lehrervereins, d. h. die schweizerische Lehrerschaft im weitesten Sinn des Wortes, bereit sind, diese humanen und kollegialen Bestrebungen des «Bureau international d'éducation» (52, Rue des Pâquis, Genf) zu unterstützen.

Am häufigsten angefordert werden die Wörterbücher und Grammatiken der Hauptsprachen Europas, klassische wie moderne, Nachschlage-Werke, Handbücher der Geschichte, der Literaturgeschichte, der Naturwissenschaften, philosophische, psychologische, soziologische oder pädagogische Schriften, sowie literarische Werke von Weltgeltung.

Während des Weltkrieges 1914—1918 wurden zahllose Pakete von Büchern aller Art von unserem Lande aus nach den Gefangenendlagern aller kriegsführenden Länder gesandt; Beweise rührender Dankbarkeit sind dafür eingegangen, die zeigten, wie hoch diese geistige Hilfe eingeschätzt wurde.

Der Präsident des SLV.

Internationale Beziehungen.

Am 24. August erhielten wir folgende Empfangsbestätigung unserer Sendung des Tagungsberichtes «Die Schule des Schweizervolkes»:
 National Union of Teachers.

Toddington Manor
 Gloucestershire
 19th June, 1940

Dear Dr. Boesch,

Thank you for your letter of June 3rd, with report of your Pedagogical Conferences at Zurich last June.

I agree that in comparison with the present, the peaceful Conferences held last Summer appear almost as a dream. We can only hope that in happier times it will be possible to meet again.

With all good wishes,

Yours faithfully
 Sydney Blake, Deputy Secretary.

Pestalozzianum Zürich Beckenhofstrasse 31/35

Ausstellungen Haus Nr. 35:

Lehrgang für den Mädchenhandarbeitsunterricht des Kantons Zürich, dargestellt in Schülerarbeiten.

Arbeiten aus dem Kindergärtnerinnenseminar Theresianum, Ingenbohl.

Ab 28. September neue Ausstellung:

Mein Heimatdorf, mein Heimattal.

(Heimatkunde in der Landschaft.)

Nach unseren Erkundigungen ist die eben zu Ende gegangene Ausstellung im Pestalozzianum über das Schweiz. Schulwandlerwerk von 1812 Besuchern und dazu noch von 18 Schulklassen mit 471 Schülern besichtigt worden. Red.

Kurse

Kant.-Zürch. Verein für Knabenhandarbeit und Schulreform. Lehrerbildungskurse 1940.

1. Fortbildungskurs in Kartonnagearbeiten in Zürich.

Leiter: Albert Hägi, Lehrer, Winterthur.

Zeit: 3 Tage Herbstferien (7. bis 9. Okt.), 24 Kursstunden. Kein Teilnehmerbeitrag. Gemeindebeitrag Fr. 5.—.

2. Fortbildungskurs in Hobelbankarbeiten in Winterthur.

Leiter: Jakob Berchtold, Lehrer, Winterthur.

Zeit: 3 bis 4 Tage der ersten Woche der Herbstferien und 2 bis 3 Samstage im 3. Schulquartal, 42 Kursstunden.

Teilnehmerbeitrag Fr. 5.—. Gemeindebeitrag Fr. 15.—.

Anmeldungen sind schriftlich bis zum 21. September 1940 zu richten an den Präsidenten O. Gremminger, Schulhausstr. 49, Zürich 2, der zu weiterer Auskunft gerne bereit ist. (Tel. 3 10 72.)

Bücherschau

Ernst Kappeler: *Wort an die Jugend*. 60 S. Verlag: Oprecht, Zürich. Kart. Fr. 3.—.

Was in der Tiefe des Herzens heutiger Jugend nach Fassung sucht, wird hier ins Wort geprägt. Ahnungen des Weges zur Menschlichkeit, unfreiwillige Halte in diesem Ausschreiten zu unverrückbarem Ziel und demütiges Einschätzen eigener Grenzen, all dieses junge Drängen und Zagen beschäftigt den Schreiber. Das seelische Wachstum wird nicht diagnostiziert; es ist keine Seelenanalyse, die den horchenden Jungen nur die entleerte Schale seines Herzens ans Ohr hält. Das seelische Erleben der Jugend wird nicht als Entwicklungsphase relativiert; die «Grossen» sind keine «Vorbilder». Es ist vollwertige Bemühung mit den Mächten, die um das junge Leben kreisen. Dies «Wort an die Jugend» ist Selbstbildnis des Verfassers und darum geistiges Eigentum, das vor nicht arteigener Kritik geschützt ist. Gewisse Umrisse an diesem Bild sind wohl bewusst etwas unscharf, um die fliessenden Uebergänge im jugendlichen Empfinden anzudeuten. Zu sehr in der Schwebe gehalten ist u. E. der Gottesgedanke. Jugendlich ist vorab der Wechsel zwischen der Versonnenheit der Gedanken und dem lebendigen Tidichum in Schulstube und Freizeit. So spinnt ja die junge Seele aus den Erscheinungen des Lebenstages Fäden in die heimlichen Gründe seiner Seele und lässt an ihnen sein Ahnen, Lieben, Bangen hin und her gleiten.

Es ist eine reife Jugend, die hier folgen kann; es braucht nicht eine gebildete zu sein, sondern eine unverbildete, die nicht gezwungen wurde, alt zu werden, bevor sie ihrer Jugendlichkeit ergriffen inne werden konnte.

-s. S.

Robert GUND

Chansons romandes et italiennes

längst vermisst, erscheint demnächst wieder. Vorbestellungen an das Musikhause

Müller & Schade - Bern

Vervielfältigungen
speziell auch exakt maschinengesetzte, tadellose
MUSIKNOTEN (Vorlage beliebig) sowie alle Drucksachen prompt u. preiswert v.
K. Ernst, Neftenbach

Heimatstil

Die gediegene Aussteuer

zu Fr. 3450.—

mit echtem, währschafem Nußbaum, komplett samt Ia. Schweihaar-Bettinhalt.

Die Aussteuer „Heimatstil“ ist eine äußerst gediegene Ausstattung schweiz. Eigenart. Prüfen Sie zuerst alle andern Angebote — Sie werden dieser Aussteuer den Vorzug geben, denn diese feine Wohnungs-Einrichtung besteht aus:

1. Einem aparten Doppelschlafzimmer, wertbeständiges Modell, vielseitig ausgebaut; sogar mit dem beliebten, praktischen Bettumbau.
2. Zwei kompletten Schweihaar-Betten mit allem Federzeug. (20jährige Garantie für die Echtheit und Haltbarkeit des Schweihaars.)
3. Einem gemütlichen Wohnzimmer mit heimeliger Wohnecke sowie bequemes Couch-Sofa.

Alles komplett in gediegener Schweizer Qualität und ideenreicher Innenausstattung

nur Fr. 3450.—

Gerade in kritischer Zeit ist die Anschaffung einer Qualitäts-Aussteuer die beste Wertanlage. Profitieren Sie, solange diese währschafte Wohnungs-Einrichtung noch so billig ist! Bei Kauf dieser Aussteuer gewähren wir folgende Vorteile:

1. 4% Zins-Vergütung auf Ihre Zahlung.
2. Umtauschrechte und Gratislagerung nach Vereinbarung.
3. Rückzahlung des Kaufbetrages bei Ableben eines Verlobten;
4. Vertragliche Garantie für Qualitätsarbeit.
5. Bahnvergütung für Hin- und Rückfahrt.

„Heimatstil“ ist die vorteilhafteste Aussteuer dieser Preislage!

Verlangen Sie sofort die Kunstdruck-Prospekte über die Aussteuer zu Fr. 2000.—, 2500.—, 2800.—, 3000.—, 3800.—.

„Heimatstil“ ist nur erhältlich bei

MÖBEL-PFISTER AG.

Basel: Mittlere Rheinbrücke;

Bern: Schanzenstr. 1;

Zürich: Am Walchezplatz;

Suhr: Fabrik der Möbel-Vertriebs AG.

Möbel-Pfister

Kleine Anzeigen

Primarschule

Pratteln-Schweizerhalle

An unserer Schule Schweizerhalle, Gesamtschule Kl. I-V, ist per Mitte Oktober 1940 die Stelle eines Primarlehrers neu zu besetzen. Gehalt nach Reglement. Bewerber belieben ihre Anmeldungen mit den notwendigen Unterlagen, Bildungsgang, bisherige Tätigkeit und Zeugnissen bis spätestens den 3. September 1940 zu senden an die

Schulpflege Pratteln.

690

BEZUGSPREISE:

	Jährlich	Halbjährlich	Vierteljährlich
Bestellung direkt beim SLV	Fr. 9.75	Fr. 5.—	Fr. 2.60
Ausland	Fr. 12.35	Fr. 6.—	Fr. 3.30
Im Abonnement ist der Jahresbeitrag an den SLV inbegrieffen. — Von <i>ordentlichen Mitgliedern</i> wird zudem durch das Sekretariat des SLV oder durch die Sektionen noch Fr. 1.— für den Hilfsfonds eingezogen. — Pensionierte und stellenlose Lehrer und Seminaristen zahlen nur Fr. 7.25 für das Jahressonnement. — Postcheck der Administration VIII 889.			

INSERTIONSPREISE:

Nach Seitenenteilung zum Beispiel 1/₂ Seite Fr. 10.50, 1/₁₆ Seite Fr. 20.—, 1/₄ Seite Fr. 78.—. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Inseraten-Schluss: Montag nachmittags 4 Uhr. — Inseraten-Annahme: Administration der Schweizerischen Lehrerzeitung Zürich 4, Stauffacherquai 36, Telefon 5 17 40.

DER PÄDAGOGISCHE BEOBACHTER IM KANTON ZÜRICH

ORGAN DES KANTONALEN LEHRERVEREINS • BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

30. AUGUST 1940 • ERSCHEINT MONATLICH ZWEIMAL

34. JAHRGANG • NUMMER 12

Inhalt: Legat — Aus dem Erziehungsrate — Die Lehrerbildung im Kanton Zürich — Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich

Legat

Die am 10. April dieses Jahres verstorbene Anna Kuhn, Lehrerin von 1876—1915, zuletzt in Zürich 2, hat dem Zürcher-Kant. Lehrerverein durch letztwilige Verfügung Fr. 1000.— vermachte. Anna Kuhn hat schon früher ihre hilfsbereite Einstellung zu ihren Berufsgenossen gezeigt. Mit dem 1. Januar 1935 verzichtete sie jeden Monat auf Fr. 140.— ihres staatlichen monatlichen Ruhegehaltes von Fr. 177.33, «zugunsten von Lehrern oder Studierenden, die sich in dieser schweren Zeit in üblen Verhältnissen befinden». Wir hatten nie Gelegenheit, Anna Kuhn für ihre vorbildliche, kollegiale Einstellung und ihre guten Taten persönlich zu danken, und fühlen uns darum desto mehr genötigt, der verstorbenen Kollegin an dieser Stelle ehrend und dankbar zu gedenken.

Der Kantonalvorstand.

Aus dem Erziehungsrate

2. Halbjahr 1939¹⁾.

1. Auf Beginn der neuen Amts dauer (vom 1. Juli 1939 bis 1943) wurden die Kommissionen neu bestellt:

a) Lokationskommission: H. C. Kleiner (Präsident), Erziehungsrat Huldreich Streuli und Erziehungssekretär Dr. Alfred Mantel.

b) Kommission für den Lehrmittelverlag: Erziehungsrat Prof. Dr. Gottfried Guggenbühl (Präsident), Erziehungsrat Karl Huber und Erziehungssekretär Dr. Alfred Mantel. Die Kommission erhält das Recht, das frühere Mitglied Anton Meier als technischen Berater beizuziehen.

c) Vom Regierungsrat wurden in die Hochschulkommission als Vertreter des Erziehungsrates abgeordnet: H. C. Kleiner und Prof. Dr. Paul Niggli.

2. Die Mobilmachung machte begreiflicherweise eine Reihe von besonderen Anordnungen notwendig, von denen neben den im Amtlichen Schulblatt erwähnten mitgeteilt werden sollen:

a) Für den Stellvertretungsdienst an der Volkschule wurden neben den ordentlicherweise zur Verfügung stehenden Lehrkräften auch pensionierte Lehrer und Lehrerinnen sowie verheiratete Lehrerinnen, die vom Schuldienst zurückgetreten waren, herangezogen. Die ordentlicherweise zur Verfügung stehenden Lehrkräfte wurden in erster Linie an Landschulen abgeordnet, wo bei wenig Lehrern die Neuorganisation des Unterrichtes oft weitaus grösseren Schwie-

rigkeiten begegnete als in den Städten und grossen Ortschaften. Schliesslich wurde es notwendig, auch die Kandidaten des Primarlehreramtskurses und die Schüler der 4. Klasse des Seminars Küsnacht in den Vikariatsdienst einzusetzen. Die letztern wurden nach Neujahr wieder in den Unterricht zurückgenommen und durch die Schüler und Schülerinnen der 4. Klassen des Seminars Unterstrass und der Seminarabteilung der Töchterschule Zürich ersetzt. Am 1. Oktober 1939 standen beispielsweise 282 Lehrkräfte im Vikariatsdienst, und im Monat September wurden Fr. 75 400.— an Stellvertretungskosten ausgegeben (im Voranschlag für 1939 waren an Vikariatsentschädigungen für das ganze Jahr Fr. 240 000.— vorgesehen).

Eine zweckmässige Abordnung der Vikare war zeitweilig recht schwierig, da militärische Beurlaubungen von Lehrern, Belegung von Schulhäusern durch Militär und Wiederfreigabe der Schullokali täten ständig neue Verhältnisse schufen und plan mässige Anordnungen durchkreuzten, ja verunmögli chten. Wenn an einzelnen Orten sämtliche Schul räume durch Truppen in Anspruch genommen waren und keine anderen geeigneten Lokalitäten der Schule zur Verfügung gestellt werden konnten, musste gelegentlich die Erziehungsdirektion um ihre Mithilfe angegangen werden, damit wenigstens ein Minimum an Räumen vom Militär freigegeben wurde und ein Minimum an Unterricht durchgeführt werden konnte.

Im Sinne eines Regierungsratsbeschlusses, der be stimmte, dass für pensionierte Beamte, welche wäh rend der Mobilmachung aushilfsweise im Verwaltungsdienst beschäftigt werden, das Ruhegehalt und die Entschädigung nicht höher sein durften als die zuletzt bezogene Besoldung, wurde die tägliche Ent schädigung für reaktivierte pensionierte Lehrkräfte einheitlich auf Fr. 8.— angesetzt. Die gleiche Ent schädigung wurde auch den Seminaristen im Stell vertretungsdienst zugesprochen. Für die verheirateten reaktivierten Lehrerinnen wurde der Ansatz auf Fr. 8.— und später auf Fr. 10.— angesetzt. Auf begründetes Gesuch hin wurde auch diesen Lehrkräften die gesetzliche Vikariatsbesoldung ausbezahlt. Es sollte verhindert werden, dass die Mobilisation gewisser massen neues sog. «Doppelverdienertum» schaffe.

Als auf Beginn des Winterhalbjahres neue Ver wesereien zu besetzen waren, beschloss der Er ziehungsrat, auch den mobilisierten Anwärtern auf Ver westerstellen Verwesereien zuzuteilen. Eine Besoldung wurde diesen neu ernannten Verwesern während der Zeit des Aktivdienstes allerdings nicht ausgerichtet; dafür übernahm aber der Staat den vollen Beitrag in die Witwen- und Waisenkasse (Fr. 240.— statt Fr. 80.— pro Jahr).

¹⁾ Infolge der Zeitereignisse hat sich die Berichterstattung leider verspätet. Wenn sie jetzt verspätet nachgeholt wird, soll sie auf einige wichtige Geschäfte beschränkt werden.

b) Auch an den Mittelschulen war die Wiederaufnahme des Unterrichts nach der Generalmobilmachung nicht leicht zu organisieren. Zu allen anderen Schwierigkeiten kam hinzu, dass zu Beginn der Mobilmachung eine grosse Zahl von Schülern als Pfadfinder, Kadetten usw. für militärische Dienste in Anspruch genommen wurde; am Technikum Winterthur, dessen Schüler zu einem grossen Teil dienstpflichtig sind, fehlten halbe, ja ganze Klassen. An einigen Mittelschulen wurde der Unterricht zunächst für 14 Tage eingestellt. Die Schüler wurden teilweise mit Hausaufgaben beschäftigt, die Kantonschüler Zürich halfen als Ersatz für die mobilisierten Securitaswächter beim Bewachungsdienst der Landesausstellung. Die älteren Schüler hatten sich jederzeit zur Verfügung des Rektorates, bzw. des Staates zu halten; zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit den Schülern wurde eine besondere Organisation geschaffen.

Den Maturanden wurde mit Bewilligung der eidg. Maturitätskommission die mündliche Prüfung erlassen. Die Maturitätszeugnisse wurden auf Grund der Erfahrungsnoten und der Noten für die bereits erledigten schriftlichen Arbeiten ausgestellt.

Beim Wiederbeginn des Unterrichtes musste in manchen Fächern eine Reduktion der Stundenzahl vorgenommen, und die Unterrichtszeiten mussten dem Kriegsfahrplan angepasst werden. Die Kantonsschule Zürich beispielsweise legte den Unterricht auf die Zeit von 8—13 Uhr. In dem Masse, als Lehrkräfte aus dem Aktivdienst beurlaubt wurden und ein dichterer Zugverkehr einsetzte, wurden die Einschränkungen abgebaut.

Die Hauptlehrer wurden verpflichtet, zur normalen Stundenbelastung vier zusätzliche Stunden unentgeltlich zu übernehmen.

Den Hilfslehrern, welche an den Mittelschulen jeweilen für ein halbes Jahr angestellt werden, wurde die Besoldung bis zum Semesterende (31. Oktober) auch dann ausgerichtet, wenn sie im Militärdienst standen.

Eine schwierigere Frage war die Weiterverwendung der mobilisierten Hilfslehrer im Wintersemester. Trotzdem, wie schon erwähnt, die Anstellungszeit der Hilfslehrer rechtlich auf ein Semester beschränkt ist, steht, Ausnahmefälle abgesehen, schon zu Beginn des Schuljahres mit grösster Wahrscheinlichkeit fest, dass der Hilfslehrer den Unterricht in seinen Klassen auch im zweiten Halbjahr weiterführt. Die Hilfslehrer stellen sich denn auch in ihren anderen Beschäftigungsmöglichkeiten frühzeitig darauf ein, im zweiten Schulhalbjahr der Schule zur Verfügung stehen zu können. Für eine Reihe von Hilfslehrern, die bei der verhältnismässig kleinen Zahl von vollen Stellen noch keine feste Anstellung finden konnten, bedeuten die Stunden als Hilfslehrer eine Art «Lebensstellung». Es wurde daher verfügt, dass den Hilfslehrern für das Wintersemester die vor der Mobilisation für sie in Aussicht genommenen Stunden auch dann zugeteilt werden sollten, wenn sie Aktivdienst leisteten. Für die Dauer ihrer Abwesenheit von der Schule übernahm der Staat die Vikariatskosten. An ihrer Besoldung wurden selbstverständlich die Abzüge gemäss Kantonsratsbeschluss vom 19. November 1939 vorgenommen.

c) Da die erste Generalmobilmachung in die Zeit der Universitätsferien fiel, konnten Anpassungsmassnahmen der Universität in aller Ruhe vorbereitet wer-

den. Glücklicherweise mussten dann zu Beginn des Semesters die vorgesehenen Einschränkungen nur in ganz unbedeutendem Ausmass verwirklicht werden. — Den Studierenden gegenüber sollte, soweit es sich mit Rücksicht auf ein ernsthaftes Studium irgendwie rechtfertigen liess, entgegenkommen werden. Studierende, welche durch Militärdienst an der rechtzeitigen Immatrikulation verhindert waren, wurde die Frist, während welcher sie sich immatrikulieren konnten, bis zum 7. Januar 1940 verlängert. Wer bis zu jenem Datum das Studium aufnehmen konnte, dem wurde das Semester voll angerechnet. Andere, welche zwar bei Beginn des Semesters mit dem Studium beginnen konnten, aber nicht wussten, ob sie noch vor Jahresende in eine vorverlegte Rekrutenschule einzutreten hätten, erhielten für die Bezahlung der Immatrikulationsgebühren und Kollegiengelder Fristerstreckung bis zum 1. Dezember. — Mit Bezug auf die Prüfungen wurde als Grundsatz festgelegt, dass die Prüfungsanforderungen nicht gesenkt werden sollen, hingegen soll bei der Ansetzung der Termine die grösstmögliche Rücksicht auf die Kandidaten genommen werden. Auf Antrag der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät wurde die Promotionsordnung dieser Fakultät für die Zeit des Aktivdienstes in dem Sinne geändert, dass die Kandidaten zum mündlichen Examen zugelassen werden, ohne dass sie zuvor die Dissertation einreichen. Sie haben dann spätestens zwei Jahre nach bestandener mündlicher Prüfung die Dissertation einzureichen (wobei zu beachten ist, dass in der Zeit, während welcher ein Student Aktivdienst leistet, die Frist nicht läuft). Um feststellen zu können, ob der Kandidat die Dissertation auch wirklich selbst erarbeitet hat, hat er sich nach eingereichter Dissertation einem Kolloquium zu unterziehen, welches sich auf das gesamte Sachgebiet seiner Dissertation bezieht. Den Anlass zu der vorgenannten Änderung gab jener Befehl des Generaladjutanten der Armee, durch den Studierenden, welche eine für ihren künftigen Beruf gesetzlich vorgeschriebene Prüfung abzulegen haben, wenn immer möglich ein Urlaub zu gewähren sei. Die Dauer des Urlaubes soll zwar auch eine gewisse angemessene Zeit vor dem Prüfungstermin einschliessen, um dem Kandidaten die Möglichkeit zu geben, sich wieder zu konzentrieren und sich auf die mündliche Prüfung vorzubereiten; der Urlaub wird aber selten so bemessen werden, dass es möglich wäre, auch eine Dissertation auszuarbeiten. Ohne Abänderung der Promotionsbestimmungen im oben erwähnten Sinne hätte sich der Befehl des Generaladjutanten für viele Studierende gar nicht auswirken können.

d) Die unter a) erwähnte Verwendung der Seminaristen und Schüler des Primarlehreramtksurses im Vikariatsdienst machte es notwendig, dass auch für sie Verschiebungen bei den Prüfungsterminen vorgenommen wurden und zum Teil Reduktionen in der Anzahl der Prüfungsfächer gewährt werden mussten.

3. Zum erstenmal seit dem Inkrafttreten des neuen Lehrerbildungsgesetzes von 1938 wurde § 8, 3 des zit. Gesetzes angewendet und einem Lehrer das Wahlfähigkeitszeugnis auf die Dauer von 6 Jahren entzogen. Die Behörden hatten sich mit dem Betreffenden seit seiner Patentierung im Jahre 1922 sozusagen ständig zu befassen. Mit Ausnahme einiger weniger Jahre, während welcher er gewählter Lehrer war, musste er als Vikar oder Verweser beschäftigt werden; einige

Zeit war er aus dem Schuldienst ausgetreten. Neben seinen persönlichen Verhältnissen gaben seine überbordenden Körperstrafen und seine nachlässige Vorbereitung für den Unterricht ständig zu Klagen Anlass. Zuletzt hatte er sich mit einem noch nicht 17 Jahre alten Mädchen in sexuelle Beziehungen eingelassen.

Die Lehrerbildung im Kanton Zürich

Dr. Hans Kreis, Zürich.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlungen der Schulsynode und die ihm vorliegenden Projekte setzten den Erziehungsdirektor in den Stand, eine feste Position einzunehmen, ohne sich im einzelnen bereits festzulegen. Die Frucht seines eingehenden Studiums der Materie ist sein Exposé «Zur Frage der Primarlehrerbildung» vom 5. Januar 1925. Auch nach Moussons Ansicht «muss das Bedürfnis nach einer Erweiterung des Lehrerstudiums unbedingt bejaht werden». Soweit geht er mit der Synode einig. Dann aber scheiden sich die Wege. Der seinige ist im Grunde derjenige der Minderheit des Schulparlaments. Seine Einstellung zu der Argumentation und zu den Forderungen der Lehrerschaft ist im grossen und ganzen ablehnend, im besten Falle skeptisch. Seine Gedankengänge berühren sich durchaus mit denjenigen Leutholds. Er bezweifelt, dass der Lehrer an der Quelle der Wissenschaft schöpfen müsse. Den «Traum vom vollen akademischen Bürgerrecht des Lehrers», das ja auch den bisherigen an der Universität ausgebildeten Lehramtskandidaten nicht eigen sei, hält er für unerfüllbar, da die «unerlässliche starke Betonung der berufstechnischen Seite» der Vorbildung der Lehrer «ein unüberwindliches Hindernis» dafür darstelle. Eher in Frage zu kommen scheint ihm ein pädagogisches Institut, das «sich die wissenschaftlichen Einrichtungen der Hochschule zunutzen ziehen könnte» und an dem Methodik, Berufspraxis und die Kunstoffächer ausreichende Berücksichtigung fänden. Obwohl der Erziehungsdirektor den Lehrern zubilligt, dass sie in ihrem Verlangen nach Oeffnung der Universitätspforten sich auch von sachlichen Erwägungen leiten liessen, glaubt er doch an vorwiegender «Interessen der Standespolitik», die in der grösserer Gelehrsamkeit der Lehrer abholden und von der Erfüllung ihrer Forderung eine unerträgliche Erhöhung der Schullasten befürchten den Oeffentlichkeit auf kein Verständnis stösse. Eine zeitlich hinaufgesetzte Berufswahl könnte leicht die für die Schule nachteilige Folgeerscheinung zeitigen, dass sich für den Lehrerberuf «die schwächsten Abiturienten» entschlössen. Trotz der seit 1912 bestehenden Doppelspurigkeit (Seminar und Hochschule) und der durch das Bestehen verschiedener Seminarien noch vermehrten Ungleichheit in der Lehrerbildung haben sich ihm daraus keine ausgeprägten Vor- oder Nachteile des einen oder andern Bildungsweges ergeben, die zur Verschliessung des einen führen müssten. Was aber dem Vorsteher des kantonalen Erziehungswesens bedauerlich erscheint, ist die aus dem bisherigen Zustand resultierende Unmöglichkeit einer behördlichen Einflussnahme auf Auslese und Regulierung nach Bedarf, wobei ihm der zweite Nachteil nicht so gravierend erscheint, dass

dadurch dem freien Spiel der staatlichen, kommunalen und privaten Lehrerbildung ein Ende gesetzt werden müsste. Von grösster Wichtigkeit aber ist die richtige Auslese. Moussons Sympathie gilt vor allem der Fachschule; denn ihr eignet im Gegensatz zur einseitig nur den Intellekt prüfenden Maturitätschule die grösste Fähigkeit zur Auslese. Sie sollte auch weiterhin mit ihren «geringern Anforderungen» die Elemente ausbilden, «die zwar Mühe haben, dem wissenschaftlichen Unterricht zu folgen, die sich dann aber in der Schulpraxis vorzüglich bewähren, weil sie für den Beruf andere schätzenswerte Eigenschaften besitzen», während sie der Schule verloren gingen, sofern das Lehrerpatent von einem Reifezeugnis abhängig gemacht würde. Der bisherige Bildungsgang durchs Seminar wird selbst bei seiner Verlängerung immer noch für die einfachere Bevölkerung, aus deren Kreisen sich hauptsächlich die Lehramtskandidaten rekrutieren, den Vorzug grösserer Billigkeit besitzen. Das Seminar vermag die für den Lehrer erforderlichen Charaktereigenschaften und Anlagen besser zu entwickeln. Seine Bildung bietet den Vor teil eines «auf ein gemeinsames Ziel gerichteten Unterrichtsbetriebes in allen Fächern», und dass sich bei ihr «die allgemeine und die berufliche, die materielle und die formale Ausbildung gegenseitig durchdringen und befruchten». Eine Verlängerung der Ausbildungszeit vermag den Mangel der zu frühen Erteilung der beruflichen Disziplinen zu beheben. Den anrühigen «Seminargeist» nicht verkennend, der Lehrern oft eigen ist, würde Mousson einen Vorschlag begrüssen, «der die angehenden Lehrer länger mit andern Leuten beisammen» liesse.

Das Exposé zeigt, wie auch Mousson der Frage der Gewinnung von für den Lehrerberuf geeigneten Elementen grosse Bedeutung beimisst. Die Gegenseite glaubte, der Gefahr der Eliminierung grosser Bevölkerungsteile von der Möglichkeit, ihre Söhne und Töchter die pädagogische Laufbahn einschlagen zu lassen, durch vermehrte staatliche Stipendien begegnen zu können. Der Auffassung des Erziehungsdirektors über die Eignung zum Lehrerberuf wohnt zweifellos eine gewisse Berechtigung inne. Immerhin mögen hier zu diesem Punkte die Aeusserungen eines kompetenten Schulmannes stehen, der einen andern Standpunkt einnimmt. Der Dichter Jakob Bosshart, einst Rektor des Gymnasiums und eine Zeitlang als Französischlehrer am Seminar Küsnacht tätig, schreibt in seinen Erinnerungen an Seminardirektor Dr. Heinrich Wettstein über jene Zeit seines Küsnachter Wir kens: «Die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, beruhten vor allem auf zwei Umständen: auf der ganz ungleichen Vorbereitung der eintretenden Zöglinge und auf den grossen Unterschieden in der Begabung innerhalb einer Klasse. War ein Schüler einmal ins Seminar aufgenommen, so war er ziemlich sicher, bis zur Schlussprüfung mitgenommen oder mitgeschleppt zu werden, und da bei dieser die sogenannten Kunstoffächer so viel Gewicht hatten wie die wissenschaftlichen, so kam auch ein Kandidat mit weniger als mittelmässiger Intelligenz in der Regel durch. Das erste Hemmnis musste man als etwas, das nicht von einem Tage auf den andern geändert werden konnte, hinnehmen und so gut es ging überwinden, beim zweiten war die Möglichkeit vorhanden, durch ein schärferes Promotionsverfahren Abhilfe zu schaffen. Da meinte ich, einsetzen zu müssen. So kam es zu einem gewissen Konflikt grundsätzlicher Natur

zwischen den älteren Mitgliedern des Lehrerkollegiums und ein paar jüngeren. Die einen verfochten den Standpunkt, es komme beim Lehrer nicht sowohl auf besondere Intelligenz als auf Lehrgabe und Gewissenhaftigkeit an; man habe es schon oft erlebt, dass ein recht mittelmässiger Seminarist später ein ganz guter Lehrer wurde. Mir schien, dass hier aus der Ausnahme eine Regel konstruiert wurde, und zwar eine für den ganzen Lehrerstand bedenkliche. Ich hatte auf dem Land und als Bezirksschulpfleger in der Stadt Gelegenheit genug gehabt, in die verschiedensten Schulzimmer hineinzusehen und war zu der Ueberzeugung gelangt, dass berufliche Tüchtigkeit und Charakterfestigkeit sich in einem intelligenten Menschen leichter zusammenfinden, als in einem unintelligenten. Ausserdem war ich der Ansicht, dass der Lehrer, besonders in einer Landgemeinde, ein Zentrum sein sollte, von dem Anregungen aller Art ausgingen. Ich wusste aus eigener Anschauung, was für eine wenig beneidenswerte Rolle ein Lehrer spielt, der den praktischen, oft grundgescheiten Bauernköpfen nicht gewachsen ist. Aus diesem Grunde betrachtete ich es als Aufgabe des Seminars, nicht nur eine beruflich tüchtige, sondern auch eine intelligente Lehrerschaft heranzubilden.»

Das Exposé des Erziehungsdirektors erhebt nicht den Anspruch, das Ergebnis einer vollständigen Prüfung der Lehrerbildungsfrage zu sein. Verschiedene Punkte werden darin bloss angetönt, wie Staatsmonopol oder Beibehaltung der bisherigen Konkurrenz, Differenzierung im Bildungsgang der männlichen und weiblichen Lehrkräfte in dem Sinne, dass für die letzteren unter Kürzung des wissenschaftlichen Stoffes gemäss ihrer natürlichen Befähigung und Aufgabe mehr hauswirtschaftliche und weibliche Handarbeiten treten würden. Nicht ausgeschlossen schien Mousson auch eine Lösung mit freiem Studium nach Abschluss der Fachschule in den für den Lehrerberuf wichtigen Fächern und mit Ausweis über befriedigende praktische Lehrtätigkeit vor Ausstellung des Lehrerpatentes.

Einen Monat vor der schon erwähnten Sitzung des Erziehungsrates reichte Erziehungssekretär Dr. Alfred Mantel noch ein eigenes Reformprojekt ein, das einen ernsthaften Versuch eines Kompromisses zwischen den ziemlich stark auseinandergehenden Ansichten der Synode und des Erziehungsdirektors darstellt. Es hat als Grundlage das Seminar Küsnacht für die allgemeine Ausbildung in 4½ Jahreskursen und mit Anschluss an die zweite Sekundarklasse unter Ermöglichung des von ländlichen Kreisen immer gewünschten Eintrittes nach der dritten Sekundarklasse, sowie eine zu schaffende dreisemestrige Lehramtschule in Zürich für die spezielle Fachbildung, basiert somit auf dem Nacheinander beider Bildungsarten. Neben der Vermittlung des wissenschaftlichen Bildungsstoffes mit strenger Anforderungen in Deutsch und Realien sollten dem Seminar auch die Kunstoffächer und die Handarbeit überbunden werden. Da es jedoch nur zur Immatrikulation im bisherigen Umfang führte, entsprach es nur teilweise dem von der Synode geforderten Mittelschultyp. Die Konkursprüfung, zu der auch die Absolventen der staatlichen Gymnasien und der Industrieschulen in Zürich und

Winterthur, der Seminar- und Gymnasialabteilungen der höhern Töchterschule der Stadt Zürich und des evangelischen Seminars zugelassen werden sollten und welcher der Verfasser durch Ausschaltung der Lehrer als Examinatoren und durch Konzentration an einen Ort ein grösseres Gewicht geben wollte, war der Weg zur Lehramtsschule. Der für sie vorgesehene numerus clausus, der den Erziehungsrat in den Stand setzen sollte, die Aufnahme nach dem Bedarf an Lehrkräften zu regulieren und die geeignetsten auszuwählen, war eine Konzession an die Forderung des Erziehungsdirektors. Die Bestimmung der obligatorischen Immatrikulation der Lehramtsschüler an der philosophischen Fakultät I mit der Berechtigung, an der Hochschule Neigungsstudien obzuliegen während ihres dreisemestrigen Studiums an der Berufsschule, hinwieder trug dem Verlangen der Volksschullehrer nach Zutritt zur Universität weitgehend Rechnung. Die Bedenken endlich, dass die Vorlesungen in den Berufsdisziplinen an der Universität sich für die Lehramtskandidaten nicht durchweg als geeignet erweisen möchten, wollte Mantel durch die Errichtung einer eigenen Berufsschule mit Erweiterung der bestehenden kantonalen Uebungsschule zerstreuen. Den Abschluss der Lehrerbildung würde die Patentprüfung bilden. Dem Erziehungsrat wollte das Projekt das Recht einräumen, auch bei Bestehen derselben «wegen besonderer Umstände» das Wahlfähigkeitszeugnis zu verweigern oder ein bereits ausgestelltes wieder zurückzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich

Vorstandssitzung vom 8. Juni 1940.

1. Die 2. *Generalmobilmachung* an Pfingsten hat eine Reihe von angefangenen Arbeiten zum Stillstand gebracht. So kann die Jahresrechnung nicht rechtzeitig abgeschlossen werden; auch das Jahrbuch wird erst im Herbst erscheinen können.
2. Die Tagung für die *Darstellungsformen im schriftlichen Rechnen* findet erst nach den Sommerferien statt. Die Angelegenheit drängt aber wegen der vergriffenen Auflagen einzelner Bücher.
3. Der von unserem Vorstandsmitglied Paul Hertli geleitete *Kurs für den Bau einfacher Apparate* in Zürich und Winterthur zeigte einen erfreulichen Besuch und Verlauf.
4. Die Anträge der Referentenkonferenz zum *Geschichtslehrmittel* decken sich mit den Mehrheitsbeschlüssen der Konferenz.
5. Die *Ausstellung der Zeugnisse* führt oft zu Schwierigkeiten, besonders beim Fachunterricht; über die Bewertung der Zensuren sind Lehrer und Eltern häufig nicht einig. Die Angelegenheit kommt gelegentlich zur Behandlung.
6. Die durch Beschluss des Erziehungsrates im Amtlichen Schulblatt bekanntgegebenen Anregungen über die Erteilung des *Turnunterrichts an der Sekundarschule* werden Gegenstand einer Sondertagung bilden.

ss.

Redaktion des Pädagogischen Beobachters: H. C. Kleiner, Sekundarlehrer, Zollikon, Witellikerstrasse 22. Mitglieder der Redaktionskommission: J. Binder, Sekundarlehrer, Winterthur-Veltheim; H. Frei, Lehrer, Zürich; Heinr. Greuter, Lehrer, Uster; J. Oberholzer, Lehrer, Stallikon; Sophie Rauch, Lehrerin, Zürich; A. Zollinger, Sekundarlehrer, Thalwil, — Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich.